

# Tägliche Rundschau

Unparteiische Zeitung für nationale Politik

mit

## Unterhaltungs-Blatt für die Gebildeten aller Stände

Verlag und Eigenthum von B. Brill Berlin.

Erzogen nehmen die Expedition der Zeitung und alle Anzeigenbureau zum Preise von 40 A für die 5 wöchentliche Coloniezeit (30 A die Familienanzeigen) und 1 A für die 3 gepaltene Seite an beordneter Stelle an.

Preispapier: Bei Bestellung auf der Post in Deutschland und Oesterreich-Ungarn 5 A für ein volles Vierteljahr, für die beiden letzten Monate 3 A 34 A für den letzten Monat des Vierteljahrs 1 A 6 A. Bei Bezug durch die Expedition (Reichsbezugs) monatlich 1 A 70 A. Bei direkter Aufsendung unter Kreuzband durch die Expedition (Reichsbezugs) monatlich 75 A für Deutschland und Oesterreich-Ungarn, 80 A für das Ausland.

Ersteinst: täglich mit Ausnahme der auf die Sonntage und Feiertage folgenden Tage. Redaktion und Expedition: Berlin SW., Strasse 7. Verlagsdruck-Kunstabl. Rant 1, Nr. 1225.

№ 120.

Berlin, Sonntag, den 23. Mai 1897.

17. Jahrgang.

### Vom 1. Juni ab 1897 die „Tägliche Rundschau“ für 1 Monat

bezogen werden.

Bestellungen nehmen sämtliche Reichspostanstalten zum Preise von 1 Mark 67 Pf. ausschliessl. Bestellgebühr, in Berlin alle Zeitungsgeschäfte sowie die Expedition SW., Zimmerstrasse 7, zum Preise von 1 Mark 70 Pf. einschliessl. Bringerlohn entgegen.

### Politische Rundschau.

Eine Woche der schwersten parlamentarischen Kämpfe, der wichtigsten Entscheidungen, der tiefsten Erregung des Volkes liegt hinter uns, und was ist das Ergebnis? Eine vergrößerte Mißstimmung, die agitatorisch ausgebeutet, der schärfsten Opposition zu gute kommen muß, eine gewisse Kengstlichkeit in lokalen bürgerlichen Kreisen die Reaktion schlimmster Art wittert und in ihrer Noth schon nach den eben noch hart bekämpften Sozialdemokraten als Bundesgenossen ausschaut, eine neu gewonnene Wichtigkeit der freisinnigen Parteien, die noch einmal in Parlamente Feste ihrer Gefinnungstüchtigkeit feiern dürfen, und endlich eine ganz zweifelhafte Niederlage der Regierung, die aber gleichgültig hingenommen wird. Das ist ja das Charakteristische der ganzen neuen Regierungsweise, diese Unberührtheit von allen Geschehnissen, diese Würdigkeit, die fast den Gedanken aufkommen läßt, es fehle an Sinn für den Ernst der Sache. Bei der Umsturzvorlage fing es an. Da ließ die Regierung apathisch Stüd für Stüd der Vorlage vor ihren Augen todschlagen, und als das ganze Gesetz begraben war, da war eben Alles nach wie vorher. Es gehe auch so. Die Flottenvergrößerung wird als unabweisbares Exigensbedürfnis der Nation erklärt, und als der Reichstag mehr aus Nachsicht als aus Gründen bei seinen Abstrichen beharrt, da richtet man sich eben ohne Kreuzer ein. Es geht auch so. Eine Abänderung des Vereinsgesetzes wird eingebracht, und als sich ihm, wie jede halbwegs vorsichtige Regierung hätte voraussehen müssen, die Mehrheit des Abgeordnetenhauses entgegenkommt, da scheint man auch diesen Kam.; wieder aufgeben zu wollen. Die Vertreibung des Herrn Ministers v. d. Mede genügte etwa für die geplante Abänderung eines Viehsteuergesetzes; für ein Gesetz von der Tragweite des Vereinsgesetzes, das eine neue Aera eingeleitet hätte, pflegt man sonst etwas mehr Leidenschaft, Kraft, Unerbittlichkeit und etwas weniger Geschäftlichkeit, Ruhe, Verbindlichkeit einzusetzen. Und die Kommissionsberatung, die der Regierung das Schwert aus der Faust wand und ihr statt der gefährlichen Nichtwaffe ein unschädliches Taschenmesserchen in die Hand drückte, wie glatt und ruhig verlief sie! Der Minister hatte nicht einmal Zeit, den Verhandlungen ganz beizuwohnen, und seine Untergebenen zeigten eine geradezu entzündende Objektivität. Ein wahrer Segen, daß wenigstens noch die Herren von Heydebrand und Graf Limburg-Sturum Anfälle von staatsrettelnder Energie hatten; sonst hätte man beim besten Willen nicht ahnen können, daß es sich um eine der wichtigsten und einschneidendsten Gesetzesabänderungen handelte, die dem preussischen Landtage bisher vorgelegen hatte. Und genau so, wie man die Umsturzvorlage nicht zurückzog, als ihr Schicksal längst entschieden war, genau so, wie man das Vereinsgesetz einbrachte, obwohl man wußte, daß keine Mehrheit vorhanden war, gerade so bringt man nun das Gesetz wieder vor den Landtag, obwohl die zu erwartende neue Abschlachtungs-komödie zu keinem Ergebnis führen und die Staatsautorität nicht härten kann. Und im Reichstage

läßt man den hierauf beschworenen Entrüstungssturm ruhig ausstoben, läßt man Eugen Richter ruhig Reulenschläge gegen die Regierung führen, ohne daß man sich nur ernstlich Mühe giebt, die eingenommene Position entschlossen zu verteidigen. Herr von Boetticher zieht sich zurück, sobald er merkt, daß gegenüber dem Ernst der Lage seine Mißsicht nicht mehr versagen und Prinz von Hohenlohe stimmt mit der Reichstagsmehrheit, die das Wort seines Vaters für nicht eingelöst hält und dieser Regierung ein offenes Mißtrauensvotum gegeben hat. Wozu das Alles? Weßwegen beginnt man einen Krieg, wenn man gar nicht kämpfen will und weßwegen schleudert man dem Volke eine so schneidende Herausforderung, wie dieses Vereinsgesetz ins Gesicht, wenn man sie gar nicht für unumgänglich nothwendig erachtet hat? Nicht das Köstliche Wenn nicht, denn nicht erwartet das Volk von seiner Regierung, sondern das ehrliche Wenn schon, denn schon. Wenn Ihr einen Kampf für nothwendig erachtet, dann führt ihn auch durch oder befragt Euch nicht, wenn das Vertrauen des Volkes in seine Regierung mit jedem Tage mehr schwindet. Hat sich eine Regierung aber verrechnet oder aber sieht sie ein, daß sie ihre Absicht nicht in gewollter Weise zur Durchführung bringen kann, dann gehe sie zurück, lasse sich aber nicht zurückdrängen. Welchen Zweck haben jetzt noch die Debatten über das Vereinsgesetz im Landtage, nachdem die Sache bereits entschieden ist?

Auch die Mißgunstbrüde, die die Nationalliberalen der Regierung in der Kommission gesinnert haben, ladet nicht sehr zum Betreten ein. Selbst wenn sie, was gar nicht wahrscheinlich, die Berathung im Landtage zu tragen vermöchte, würde sie voraussichtlich im Herrenhause zusammenstürzen. Es müßte denn sein, daß die Regierung wenigstens hier Ernst zeigen und die Konserwativen zur Heeresfolge zu zwingen vermöchte.

Etwas Erfreuliches haben aber doch auch die Vereinsgesetz-Debatten gebracht: eine Stärkung in den Anschauungen der Parteien über die Behandlung der Sozialdemokratie. Der dunkle Drang vieler sonst einsichtiger Kreise, daß etwas geschehen müsse, verliert doch jedesmal an Stärke, sobald die Frage ernstlich auftritt, was denn eigentlich geschehen solle. Die Zauberkraft der Gewalttathen, an die so Viele heimlich glauben, läßt nach, sobald sie ihr Werk verrichten soll. Zum Glauben an die heilsame Kraft der Polizeischikanen hat sich im preussischen Landtage Niemand mehr bekennt, als die Konserwativen, und von diesen getheilt Viele im vertrauten Kreise, daß mit solchen ja nicht viel ausgerichtet werde, daß man aber etwas thun müsse, um die Regierung zu stärken und den Bürger zu beruhigen. Und selbst den Konserwativen verlagern ihre Gefinnungsgenossen außerhalb der schwarzweißen und grünweißen Grenzpfähle die Waffenfolge. Das Zentralorgan der Konserwativen Süddeutsche, die „Deutsche Reichspost“, schreibt zum Beispiel: „Die Beforgnis, daß übereifrige Polizeiorgame mit dem neuen Gesetz mehr Schaden anrichten als nützen könnten, ist nicht ohne Grund. Wir Württemberger haben das freieste Vereinsgesetz und finden uns nicht schlecht dabei. Polizeiliche Eingriffe in das Versammlungsgesetz und Vereinsrecht reizen immer, nützen praktisch so gut wie nichts, schweifen die Gemahregelten nur enger zusammen und geben leicht die direkte Veranlassung zu Gemalthätigkeiten.“ Das ist genau Daselbe, was auch wir den Konserwativen immer uns zu sagen erlauben, und auch in unserer Auffassung der Behandlung der Sozialdemokratie hat uns die Reichsdele Umsturzvorlage Bundesgenossen gebracht, die früher im Gegentheil unserer Meinungen das Nichtige sahen und unsere schwächliche, ideologische Haltung gegenüber der Sozialdemokratie schalteten. Der Abgeordnete Dr. Krause konnte jetzt, zwei Jahre nach der Umsturzvorlage, namens seiner Fraktion erklären, daß sie ein Ausnahmegesetz für

nicht annehmbar weil schädlich erachte. Und die „Arlische Zeitung“, die grimmige Feindin des „Kathebersozialismus“, hat von den Kathedersozialisten zu unserer Freude doch Folgendes gelernt:

Männer, welche die Möglichkeit hatten, die vertriebenen Systeme der Behandlung der Sozialdemokratie in ihren Wirkungen zu beobachten, sind zu dem Ergebnisse gelangt, daß polizeiliche Eingriffe à la Rede politiv schädlich sind. Die wirtschaftlich erstarrenden Massen steigen naturgemäß langsam, aber sicher zu größerer politischer Macht empor; gleichzeitig aber verwachsen sie durch tausend Fäden mit den bestehenden Zuständen, mit der herrschenden Ordnung; der Eine hat ein Häuschen, der Andere ein Kapitalchen, der Dritte eine Rente, der Vierte eine geliebte lohnende Stellung mit angenehmen persönlichen Beziehungen. Bei lebhaftem Bildungsdrang erweitert sich ihr geistiger Horizont, wehrt sich ihr Erziehungsschick, schärft sich ihr politischer Blick, werden die politischen Kinderkrankheiten seltener. Sie bilden um sich, sie vergleichen die thatsächlichen Verhältnisse; sie sehen und hören, daß die Arbeiter in den größten, ortsgeschäftlichen Betrieben, bei gesteigerten Ansprüchen an die Qualität ihrer Leistungen, sich besser stehen als in den mittleren und in den mittleren besser als in den kleinen Betrieben, deren Unternehmer in dem verzwiefelten Ringen, sich über Wasser zu halten, nur zu leicht dazu gebracht werden, lange Arbeitszeit mit niedrigen Löhnen zu vereinen. Lassen wir dieser Beobachtung einmal Zeit, in dem Bewußtseinsinhalt eines guten Arbeiterkopfes sich mit den vorhandenen überlieferten, andersartigen und angelegerten Vorstellungen abzufinden. Sehr bald werden die führenden Köpfe dahinterkommen, daß unter diesen Verhältnissen, mit denen die Agitation ihr Gehirn erfüllt hat, sich unendlich viel Schundwaare befindet. Die Beobachtung, die das Leben ihnen jeden Tag von allen Tüchern predigt, wird sich machtvoller erweisen, als diese Schundwaare. Die besten Köpfe werden eines Tages finden, daß über alle kleinen Interessengegenätze und Machtstreitigkeiten hinweg eine große und beherrschende Interessengemeinschaft zwischen der nationalen Groß-Industrie und der Arbeitererschaft besteht; sie werden entdecken, daß ihr Interesse daran, sich eine lohnende Arbeitsgelegenheit zu sichern, so wichtig und so zwingend ist, daß im Vergleich zu ihm der kleine Streit um die gegenwärtigen Interessen zu einer Frage zweiten Ranges wird. Sie werden begreifen, daß sie nicht gegen den Bestand, gegen die Lebenskraft, gegen die Wetbewerbsfähigkeit des Unternehmens aufstehen dürfen, wenn sie lediglich wünschen, sich innerhalb des Unternehmens die Stellung zu erringen, die ihnen nach ihrer Anndt gebührt. Diese ihre Anndt über das ihnen Gebührende mag im Einzelfall allabendlich überdrüssig und unerschöpflich sein, ja als gefährlich in sie jeberfalls nicht.

Das stimmt mit den von uns vertretenen nationalen und sozialen Anschauungen überein und auch in den Kreisen der preussischen Konserwativen wird man eines Tages einsehen, daß selbst der starrte Anhänger des Patriarchalismus bei diesen Polizeischikanen nicht auf seine Kosten kommt. Was in den Versammlungen verhinbert werden sollte, das würde durch die Kanäle von Tausenden von Zeitungen doch Millionen Lesern zufließen und sich durch das allgemeine Stimrecht einen gewaltigen, aber nicht bequemen Ausdruck verschaffen. Unterdrückung der Versammlungsgesetz und Vereinsfreiheit ist nicht einmal halbe, ist kaum Viertelarbeit ohne Abschaffung der Pressefreiheit, des Wahlrechts, ohne Unterdrückung der Volksbildung und aller Volksrechte Solche ganze Arbeit erlaubt aber die Zeit nicht mehr.

### Deutsches Reich.

Die Tagung des Reichstages wird am Freitag (23. d. M.) geschlossen werden. Die Militärtraktapprochordnung soll, wie jetzt sicher feststeht, nicht mehr an den Reichstag gelangen. Es werden nur noch die zweiten bezw. dritten Beratungen der Handwerkervorlage, des Erbistatutz, des Ergänzungsetats und des Nachtragsetats erlebt werden. An die dritte Berathung der Justiznovelle wird nicht mehr herantreten werden. Wie

# Die moderne deutsche Lyrik.

Von Willy Rath.

Die jüngste Bewegung in unserer Literatur war im Wesentlichen schon beinahe beendet, als durch ihre stürmischen Vordringen auf die deutsche Bühne zum ersten Mal die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf sie gelenkt wurde. Nun sind seit den ersten unmittelbaren Vorbereitungen der „literarischen Revolution“, seit den „kritischen Wassengängen“ der Brüder Hart, fünfzehn Jahre vergangen, und der Sturm ist vorüber. Die Urheber und Mitkämpfer sind ruhiger, zum Theil sogar hochtheaterfähig geworden, so weit sie nicht ganz verkrümmt, verborgen und gestorben sind; und auf der Seite der Alten ist die grundsätzliche Gegnerschaft gegen die Jugend fast erloschen. Die Zeit zur ruhigen Betrachtung der ganzen Bewegung und zur unbefangenen Prüfung ihrer Ergebnisse ist gekommen.\*)

Hat auch leider in unserem Land und in unseren Tagen eine literarische Umdwälzung, abgesehen von beschränkter örtlicher Bedeutung, in Ansehung der Regionen stumpf Vorbereitender oder Zuschauender immer etwas vom „Sturm im Wasserglas“ an sich, so wird doch heute kein wahrhaft Gebildeter mehr verkennen, daß auch die letzte Umdwälzung keineswegs der willkürlichen Sache einiger Weniger zu verdanken, sondern eine durchaus normale und wichtige Naturerscheinung zu nennen ist. Von verschiedenen Seiten — man vergleiche die lobenden bezeichnenden Worte — ist neuerdings mit Recht darauf hingewiesen worden, daß in der Geschichte des deutschen Schriftthums während der letzten zwei Jahrhunderte ungefahr alle 30, richtiger vielleicht noch alle 20 bis 25 Jahre das Kuitauchen einer neuen Richtung, d. i. eines neuen Geschlechts zu verzeichnen ist, das mehr als einmal in „Sturm und Drang“ erscheint. Nur durch solche unpersonliche Betrachtung gewinnt man auch für die Gegenwart den rechten Gesichtspunkt.

Die ersten und die zahlreichsten Umstürzler traten in der Lyrik auf, deren Entwicklung hier allein zu betrachten ist. Es gilt also zu untersuchen, inwiefern auf lyrischem Gebiet eine Revolution erforderlich oder notwendig war, wie sie verlaufen ist und was sie erreicht hat.

Wäre dem einzelnen Menschen eine ebenso stete Entwicklung eigen, wie wir sie an der Gesamtmenschheit wahrzunehmen glauben, so wäre der sich immer wiederholende, — mehr oder minder heftige Kampf zwischen niebergelender und aufsteigender Generation, von dem die Kämpfe der Dichter- und Malerschulen nur das Spiegelbild sind, in der That abnorm und unnatürlich. Wie der König im Märchen, da er sein Ende nahen fühlt, Krone und Szepter dem Sohn überträgt, so würde dann das alte Geschlecht friedlich das Erhaltene und das Errungene den Jungen abtreten, zur weiteren Bewahrung und Nahrung.

Erfahrungsgemäß aber dauert die Fähigkeit, sich innerlich zu entwickeln, fast nie über die mittleren Mannesjahre hinaus; von da an pflegt man das Erworbene sorglich festzuhalten und rückwärts zu schauen, statt vorwärts. Stillstand aber ist bekanntlich Rückgang. Und so geschieht es oftmals, daß die Zeit Generationen überholt, noch ehe sie ihre körperliches Dasein vollendet haben.

Im politischen Leben können wir täglich diese Erfahrung bestätigt sehen; im Kunstleben jedoch erregt es die Verwunderung oder Entrüstung vieler wohlmeinender Leser, wenn die Jugend, die doch mit ihrer Zeit den natürlichsten, frischesten Zusammenhang hat, nicht ewig auf irgend eine „anerkannte“ Größe der Vergangenheit schwört. Wie die einzel-menschliche Natur nun einmal beschaffen, ist der Kampf zwischen Jung und Alt nichts als natürlich, und Ausschreitungen im Kampfe sind ebenso begreiflich, wie sie bedauerlich sind.

Von unserer literarischen Revolution gilt das hier Gesagte ganz besonders. Nichts wäre ungerechter, als den Lyrikern, die den ersten positiven Vorstoß der neuen Richtung unternahmen, muthwillige Ueberhebung, Eigennutz und Radausucht vorzumerzen. Die Folge hat bewiesen, daß sie nicht nur für sich, sondern auch für ihre Zeit sprachen, und daß ihre Vorgehen, ungeachtet alles

Angeschickten und Berührten, der ersten deutschen Kunst zum Heil war.

Es jedoch auf die Einzelheiten eingegangen werden kann, sind einige Worte über das Allgemeine der Lyrik zu sagen. Das Wesen der lyrischen Dichtungsart ist und bleibt unmittelbarer Empfindungs Ausdruck. Daß sie deshalb nur der Ausdruck primitivster Gefühle sein dürfte, ist ein öfters auftretender Irrthum.

Allgemein gültige Regeln lassen sich überhaupt für sie noch weit weniger aufstellen, als für andre Kunstformen. Der innigste Anschluß ans Volk thut ihr noth, sie ist die intimste Zeugin nationaler Eigenart; man kann also nur innerhalb einer Nation bestimmte Forderungen an sie richten. Für unser Gefühl ist beispielsweise die gefeiertste romanische Lyrik ganz unlyrisch, weil das Pathetische deutscher Art durchaus fremd ist, während es tief im romanischen Wesen wurzelt. Schwerfällig, zugeludelt, und doch in der Tiefe liebenswürdig, das ist die deutsche Art. Rasch zärtlich oder begeistert, wortreich und rebedunbig, dabei doch in der Tiefe kühl, das ist die Art des Romanen. Die Phrase, unserer Lyrik Todfeind, ist demnach in der romanischen Empfindungsrichtung ein echtes Element, mit dem man dort rechnen darf und muß. Was ist uns — um einen der besten Namen zu nennen — Petrarca? Schall und Rauch, nichts weiter. Von seinen Landsleuten wird er dennoch mit Recht verehrt. Die Verschiedenheit beider Rassen läßt sich im Landschaftlichen, Gefelligen, Religiösen, Politischen gleichermaßen beobachten; es ist nur natürlich, daß sie sich auch in der Lyrik äußert. Für die unsere wird also die künstlerische Wiedergabe der schlichten, verhaltenen Empfindung, der Verführung von Landschaftsseele und Menschenseele, der naturvertiefenden oder bedeutenden Stimmung die erste Aufgabe sein.

Indessen kann mit dieser engeren, „spezifischen“, „lyrischen“ oder Stimmungs-Lyrik auch für uns Deutsche das Reich des Lyrischen nicht erschöpft sein, obwohl es gewiß das engst umgrenzte ist. Die einfachen, zeitlosen Gefühle, Liebe und Haß, Freude und Schmerz, mögen allerdings die unmittelbare Grundlage bilden. Aber das lyrische Stoffgebiet ganz auf wenig differenzierbare Lust- und Unlustgefühle beschränken wollen, das hieße doch am Ende, die Grenzen bis unsern des Thierisch-Einfaachen zurückziehen. Die großen Gegenstände der Menschheit und der Nation haben ein Recht darauf, auch in der Lyrik Würdigung zu finden. Freilich wird ausgesprochene Reflexion möglichst zu vermeiden sein, doch giebt es zwischen Reflexion und Anschauung ein neutrales Gebiet, wo es kaum klipp und klar zu entscheiden ist, was nach rechts, was nach links gehört. Ein religiöses, patriotisches oder soziales Lied kann zweifellos zur echten Lyrik zählen, wenn es auch in der Mehrzahl der praktischen Fälle leider nicht der Fall ist.

Wissenschaftlich „exakt“ wird sich hier eine Norm nie aufstellen lassen. Man wird nicht weiter gehen dürfen, als daß man sagt: das Reflexive, Verdrängende oder Tendenzlose darf kein Gewicht haben im Verhältnis zum Reintyrischen, es darf keinen Druck ausüben; Empfindung und Anschauung müssen unbeschränkt die Herrschaft haben. In vielen Fällen wird die Entscheidung reine Gefühls-sache, sein und wahrscheinlich ist der einzige zuverlässige Richter über lyrisch Echt und Unecht die Nachwelt; was „bleibt“, was in den Liebeshay oder auch in den weiteren Bildungsschlag des Volkes übergeht, das ist echt.

Das Glend unserer literarischen Zustände, das von den sechziger Jahren bis zu Beginn der achtziger stetig anwuchs, machte sich auch in der Lyrik nachdrücklich bemerkbar. Noch lebte eine ganze Anzahl der bedeutendsten alten Dichter. Morike starb 1875, Storm erst 1888, Gottfried Keller, in den achtziger Jahren erst zu allgemeiner Anerkennung gelangt, starb 1890. Die zwei Jahrzehnte hindurch erfolgreiche Münchner Schule war noch fast vollzählig: Geibel starb 1884, Graf Schad 1894, Bodenstedt 1892; Heyse, Grosse, Lingg leben noch unter uns. Schefel starb 1886, Kunkel 1882, Freiligrath 1876, Gomerling 1889, Bischof 1887, Redwitz 1891, Moquette 1896. C. F. Meyer (geboren 1825), Marin Greif (geb. 1839), Jensen (1837), Fontane (1819) und Klaus Groth (1819) leben und schaffen noch zu unserer Freude. Trotz all diesem Reichthum an Namen, denen sich noch ein Schwarm kaum minder bekannter Talente niederen Ranges anfügen ließe, lag unsere Lyrik sehr im Argen.

Das hieße verschiedene Ursachen. Zunächst hatten fast alle diese älteren Dichter den Höhepunkt ihres Schaffens schon im Jahre 1870 längst hinter sich. Die Meisten produzierten kaum mehr; Andere, wie Redwitz, Moquette und Bodenstedt, haben überhaupt nach dem ersten Erfolg nichts Nennenswerthes oder Mindestens

nichts allgemeiner Beachtetes mehr geschaffen; Andere, wie Keller, Heyse, Fontane, Meyer, Jensen, wandten sich mehr der Epik zu. Dann aber, was schwerer wiegt, die Epoche des Liberalismus hatte sich gründlich ausgelebt, und schon lange war der Nachwuchs ausgeblieben, der Nachwuchs eigenartiger Talente und frischen Inhalts.

Karl Busse hat in diesem Blatte fesseln durchgeführt, wie die Stauung, Verfassung und Verweidlichung der deutschen Literatur seit 1843 mit der politischen Reaktion Hand in Hand ging. Er ist dabei, wie bei jeder Verallgemeinerung dieser Art geschieht, wohl etwas einseitig verfahren. Aber Adolf Bartels, der Busses Auffassung angreift, vermag noch weniger zu überzeugen, wenn er in der Reaktionsperiode einen neuen Ausschlag, den schönen Herbst oder das silberne Zeitalter der deutschen Dichtung sieht. Es war allerdings eine herrliche Zeit: sie brachte reife Früchte, aber auch Frost und Absterben.

Der Geist, der die Menschheit treibt, richtet sich merkwürdiger Weise gar nicht nach der offiziellen Kalenderschreibung, — weshalb es auch kein bummerees Wort giebt, als das „an de sidelo“ der mehr parabolischen als weisen Franzosen. Will man gerade einen Zeitraum von hundert Jahren als geschlossene Epoche europäischer Entwicklung annehmen, so dürfte sich für die jüngste Stufe am ehesten das Jahrhundert 1770—1870 empfehlen, das liberale Jahrhundert. Dann hätten wir in der deutschen Literatur als Frühling den Sturm und Drang mit dem jungen Goethe, als Sommer Klassik und Romantik, als Herbst (der heimlich in den paar einsam-unabhängigen Talenten schon die Keime zu einem neuen Frühling barg) ungesehen das dritte Fünftel unseres Jahrhunderts, als Winter ungefahr das vierte Fünftel, bis zu Beginn der Moderne, die offenbar einen neuen Frühling bedeutet, wenn sie auch stellenweise scheinbar „defabent“ ist.

Das Wesen der Revolution ist: jähe Rückkehr von allzu künstlich gewordenen oder erscheinenden Zuständen zu natürlicher erscheinenden. Der unser Jahrhundert hindurch stetig anwachsende Zug zur thatsächlichen Wirklichkeit und zum Individualismus ward in der deutschen Dichtung auch Jahrzehnte nach Goethes Tode noch durch die erdrückende Größe der Klassischen Epoche und durch die nach den Freiheitskriegen einsetzende, höchst unerfreuliche Wirklichkeitsverhältnisse schaffende politische Reaktion zurückgehalten. So trat der Zug zur Gegenwartskunst, zur Rüksichtlichkeit gegen Ende der Romantik herbor. Das stürmische Erscheinen der Jungdeutschen in den dreißiger Jahren drängte ihn zurück. Diese temperamentvollen Kampfkristalle aber waren fast allesamt zu schwache Poeten, um einen günstigen, dauernden Einfluß auf die Dichtung üben zu können. So zeigte sich gleich nach dem Revolutionsjahr, mit dem ihre Rolle ausgespielt war, derselbe Zug wieder im Anstiz der Lyrik und prägte sich in den folgenden drei Jahrzehnten immer mehr aus. Von Heinrich Heine, dessen „Romanzero“ nach 1850 erschien, sehe ich hier ab, da er nicht lange nachher starb, und die undeutliche Art dieses Zwitwerges wohl mehrere der Späteren gelegentlich beeinflusste, aber — zum Glück, müssen wir sagen — keineswegs „Schule gemacht“ hat.

Von der Revolution bis zum deutsch-französischen Krieg und noch in die sechziger Jahre hinein war der anerkannte führende Dichter Emanuel Geibel. Er wird als vornehmste, edle Künstlerpersönlichkeit und als Herold des deutschen Kaiserreichs unserem Volk in Erinnerung bleiben. Seine rein dichterischen Leistungen aber sind schon heute, z. Th. eben durch die moderne Strömung, fast in Vergessenheit gerathen. Die weiche Süße seiner ersten Gedichtsammlung, die seinen Ruhm begründete, ist uns schwer genießbar. Wenn er auch in steter, ehrlicher Arbeit an sich allmählich zu einer weniger nachschmähigen, mehr männlichen Kunst gelangte, so hat er doch kaum ein Gebiet von innerer Größe oder von überzeugend natürlicher Innigkeit geschaffen: sein Ausdruck hat immer das Gepräge des Mittelbaren.

Das Geheimnis seines dauernden Erfolges ist einfach zu enthüllen: Die Zartheit seines Empfindens, der Wohlklang der Sprache, die fein geschliffene Form seiner Dichtung kam der weichen, matten Grundstimmung seiner schwächlichen Zeit glücklich entgegen. Unsere bemußt rauhe und unruhvolle, der friedlich wiedererwachten Befähigkeit abholbe Zeit kann keine Empfänglichkeit mehr für die selbstzufriedene Kunst des schönen Klanges haben, der mit den häßlichen Grundtönen der heutigen Lebenswirklichkeit eine scharfe Dissonanz erzeugen würde. Die Lyrik kann nie des melodischen

\*) So hat Karl Busse hier und in der literarischen Einleitung zu seiner Blüthenlese „Neuere deutsche Lyrik“ (Halle a. S. 1895) den Gegenstand schon behandelt. Von verschiedenen Standpunkten aus befaßten sich mit der gleichen Frage die ebenso vortrefflichen, ausgereichten Studien: Adolf Bartels, Die deutsche Dichtung der Gegenwart. Die Alten und die Jungen. (Leipzig, Neumann) und Dr. Siegmund Schulte, Wege und Ziele deutscher Literatur und Kunst (Berlin, Dunder). — Im Folgenden sind einige Einzelheiten dieser Arbeiten verwertet.

Clements entbehren, aber die Gegenwart, in ihrem un-  
geheuren Reizen und Befreiung von der Uebermacht  
starrer Ueberlieferung, in ihrem damit verbundenen  
Drang zur Natur und zur Wahrheit, muß auch von  
dieser Dichtungstheorie ehrwürdigeren, innigeren, unmittel-  
baren Anschluß an die Natur, sorgloses Studium des  
Charakteristischen verlangen. Musikalisch und  
Malerisch-Charakteristisch müssen einander gegenseitig  
durchdringen.

Ähnliches wie von Geibel gilt von Allen, die in  
München mit und unter ihm dichteten, und den All-  
zudienen in allen Ecken Deutschlands, die seinen Spuren  
folgten. Von den übrigen Mitgliedern des Münchener  
Kreises war Paul Heyse besonders durch seine  
Novellen, die theilweise fälschlich als Romane be-  
zeichnet wurden, der Angesehenste; ja, er hatte eine  
Zeit lang für die bessere Bourgeoisie die Bedeutung  
eines kleinen Literaturpapstes. Er ist schmiegsamer als  
Geibel; wir verdanken ihm einige wenige wirklich  
hübsche Gedichte. Die Schwäche seiner ganzen  
Erkenntnis aber ist im letzten Jahrzehnt mehr  
und mehr erkannt worden; für die rücksichtslosen  
Angriffe und Kimpelereien seitens der Jungen  
rächte er sich durch recht triviale und verständnißlose  
Vernichtungsurtheile in seinen neueren Werken. Der  
Münchener Wilhelm Weigand (Essays, 1894) charakte-  
ristisch ihn kaum mit Unrecht sehr scharf. „So sind“,  
sagt er u. A., geborene Epigonen: die Schönheit der  
übernommenen Form wird zur charakterlosen Glätte, die  
Pflege des Idealen zur Feigheit vor den schrecklichen  
Seiten und Problemen des Lebens, die bewußte  
Kunstfertigkeit zu feichtem Epikureerthum, und ehe man  
sich versteht, ist auch die Manier da, mag sie sich auch  
nur, wie bei Heyse, in einer süßlichen Form äußern.“

Graf Schack, bei dem ein tragisches Mißverhältnis  
zwischen Können und Willen, zwischen Schöpfer-  
kraft und Formbegabung herrscht, ist nie bis zum Voll-  
gedrungen. — Für Hermann Lingg ist es be-  
zeichnend, daß man in seiner ganzen Dichtung, soweit  
sie mir bekannt, von seiner, tiefsten Lebensinhalte ge-  
währenden ärztlichen Thätigkeit nichts spürt. Er zehrt  
immer noch — und gewissenhafte Literaturhistoriker  
helfen ihm pflichtschuldigst — zumeist vom Ruhm  
seiner allegorischen Darstellung des Sun-  
gers in dem wortreich-kraftlosen Epos „Die  
Völkerwanderung“. Er ist ein Muster des  
Dilbungspflüßlers in der deutschen Dichtung. —  
Friedrich Bodenstedt könnte als klassisches  
Muster jener Berühmten dienen, deren Ruhm die  
folgende Generation nicht mehr versteht, wenn sie ihn  
nicht historisch zu begreifen sucht. Seine „Lieder des  
Nirza Schaffy“ sind geistig und rein lyrisch äußerst  
platt und matt. Doch verjöhnt die heitere, antimoderne  
liche Frische ein wenig mit der Selbstverständlichkeit  
seiner anaktoneischen Weisheit. Später ist ihm nie  
mehr etwas Eigenes recht gelungen. — Viktor  
von Scheffel ist kräftiger, als Bodenstedt. Als  
Dichter des „Erlhard“ wird er in unserer Literatur,  
als feuchtsüßlicher Sängler in der Jugend, als  
Verfasser des „Trompeter von Säckingen“ im  
Bürgerthum noch lange lebendig bleiben. Seine eigent-  
liche Lyrik aber ist unbedeutend. Auch die übrigen  
Münchener, wie Julius Grosse und die Jüngeren  
Gans v. Hopfen, Felix Dahn, der kräftigere  
Wilhelm Jensen und der allzu unternehmende  
Wolff Willbrandt — um nur die Bekanntesten zu  
nennen —, auch manche dem Münchener Kreis nicht  
unmittelbar angehörige Neuromantiker, wie Otto  
Noquette, der sein ganzes langes Leben hindurch in  
den Augen des Publikums der „Dichter von Wald-  
meister's Brautfahrt“ (1851) blieb, — Alle sind Kinder  
desselben Geistes wie die Geibel und Heyse.

Es ist kein Unbegabter darunter; auf dem  
formalen Gebiet haben sie das Werk der Klassiker  
und der Romantiker glänzend fortgesetzt; wir verdanken  
ihnen tabellose, geschmackvolle Uebersetzungen aus  
so ziemlich allen fremden Literaturen; ihren Vor-  
gängern, den Geistesreichen und Tendenzlosen von  
„Jungdeutschland“ gegenüber haben sie das Ver-  
dienst des reinen Kunstlerthums. Aber gerade  
in diesem letztgenannten Vorzug liegt auch der  
Keim ihrer Schwäche verborgen. Die Rückkehr zur  
Kunst bedeutet zugleich eine Abkehr von der Gegenwart,  
der lebendigen Wirklichkeit, vielfach auch von der  
Heimath. Sie gewöhnten sich, in diesem Verständnis  
der Klassiker, den Begriff „Schönheit“ willkürlich in einem  
beschränkten Sinn zu fassen, und Alles, was sich mit  
der Pflege dieser glatten Schönheit nicht vertrug,  
sich fern zu halten. So scheuten sie die Behandlung  
der Nachseiten des Seelenlebens und des sozialen  
Lebens. Die größten Talente ihrer Epoche, Hebbel

und Otto Ludwig, waren ihnen zuwider und fanden  
bei ihnen kein Verständnis. Die Kunst wurde wieder  
einmal Atelier- und Salonkunst. — Treibhanspoeste —  
Goldschmittlyrik, die nicht einmal den Versuch bot, Zeit  
und Welt künstlerisch zu bewältigen oder zu spiegeln,  
und erstere Naturen nicht genügen konnte.

(Fortsetzung folgt.)

### Die Todtenseherin.

#### Russische Skizze von Otto Schmelzer.

Der gnädige Herr Nikolai Selagin, der den Winter  
in Moskau wohnte, war mit einem frohen guter Freunde  
ins Dorf gefahren, um unerwartet auf seinem Gute  
Umschau zu halten. Es bedeutete nichts Gutes, wenn  
er so plötzlich mit einem wilden Gefolge erschien und  
mit höchstem Gesicht und unter fortwährendem Ge-  
brüll die Köpfe seiner Troika lenkte und anfeuerete. Die  
Bauern eilten aus ihren Hütten, warfen sich demuthvoll  
auf den Boden und grüßten mit scheuen Geberden den  
vorüberlaufenden Herrn. Dann betheuernd sagten sie sich  
und flüsternd: „Gott sei uns gnädig!“

Der Pan rasselte in den Gutsdof. Im Nu war  
Alles auf den Beinen. Die Knechte und Mägde  
stürzten aus den Ställen, die Dienerschaft lief aus dem  
Hause herbei, wo sie noch eben sorglos den Thee ge-  
schmaust hatte, der Verwalter half dem gnädigen Herrn  
aus dem Wagen und die alte Wirthschafterin verbeugte  
und betheuernd sich und versicherte einmüthig über das  
andere, daß das die glücklichste Stunde ihres Lebens  
sei. Der Pan achtete auf das Alles nicht.

Bringt Lische heraus und schäffl' Essen und Trinken  
herbei, aber schnell, sonst werde ich Euch laufen lehren!“  
schrillte er den erschrockenen Verwalter an, der rasch ins  
Haus zurückeilte, die Befehle auszuführen.

Was glockt Ihr mich an, Ihr Schurke! Habt wohl  
nichts zu thun? Werde hier wohl eine schöne Wirth-  
schafterin zu sehen bekommen? Na wartet, 's giebt frische  
Ruthen und das Fell soll Euch schon gegerbt werden!  
Wacht die Ställe auf, ich will das Vieh sehen!“

Unterdessen lief der Pan ein paar mal auf und ab,  
um sich die Füße zu vertreten. Er wankte dabei, denn  
er war noch halb betrunken.

War eine schöne Fahrt, wenn die Wege auch schlecht  
sind!“ rief er seinen Begleitern zu, die neben ihm her-  
ließen und gleichfalls das Gehen probirten. „So ist  
es, wenn man die Augen nicht überall halt! Das faule  
Voll firt hinterm Ofen, rührt sich nicht, läßt Alles liegen  
und stehen, wie's ihm paßt, und wenn man ihm dann  
über den Hals kommt — rasch, Ihr Brüderröthen, in die  
Ställe, werden da was zu sehen bekommen, werden  
wohl nachher ein bißchen Gericht abhalten müssen!“

Während der gnädige Herr mit seinen Stadtreunden  
die Ställe durchwanderte, ließ der Verwalter Lische und  
Sesjel auf den Gutsdof schaffen, in der Küche wurde  
ein junges Lamm gebraten und Flaschen mit Wein und  
Schnaps wurden aus dem Keller herbeigebracht. Die  
Bauern, die genau wußten, daß es bei der Rückkehr  
des Herrn zuerst eine Musterung galt, schlichen mit  
ängstlichen Gesichtern auf dem Gutsdof, begleitet von  
ihren Frauen, von denen manche einen Säugling auf  
dem Arm trug. Die Kinder und alten Weiber waren  
in den Hütten geblieben. Die Dorfbewohner nahmen  
schweigend an der Gutsstiege Aufstellung, vorn die  
Älten, dahinter die Jüngeren und die Frauen, und  
spähten mit ängstlichen Mienen nach den Ställen.

Nach etwa einer halben Stunde trat der Pan mit  
seinen Freunden heraus. Er wischte den Schweiß von  
der Stirn und sah noch röther aus als zuvor. Hinter  
ihnen schritt in einiger Entfernung ein junger Mensch  
mit geklemmtem Haupt. Der Verwalter ging auf den Pan  
zu: „Gnädiger Herr, es wird so gleich ein kleines Mahl  
bereitet sein.“

„Weißt Du, mein lieber Sackha“, rief der Pan ihm  
mit heiserer Stimme zu, „Du müßtest ich eigentlich zu-  
erst windelweich prügeln lassen. Hast mich ja schon mit  
der Wirthschafterin hineingeritten. Da soll man noch einen  
Kopfen herausholen! Na warte, wollen schon morgen  
noch abrechnen!“

Der Pan warf sich ermüdet in einen Lehnsstuhl, seine  
Begleiter folgten seinem Beispiel und griffen gierig nach  
den Gläsern, die der Verwalter mit zitternder Hand  
vollgeschenkt hatte.

„Eure Gesundheit, meine Freunde!“ schrie der Pan  
und stieß an, daß die Hälfte des Schnapses verschüttet  
wurde. „Ach, so ein Gläschen thut doch wohl. Ist  
jetzt eine böse Witterung, halb heiß, halb kalt.  
Schenk' ein!“ Dabei trafen seine Augen den jungen  
Burschen, der sich etwas abseits von den Bauern hielt.  
„Ach, da steht der Faulpelz, der mir's Brot stiehlt!  
Weg da unter der Krippe und schläft. Ist das ein  
Gesindel! Wart', ich werde Dich wecken lassen, daß  
Dir's Schlafen vergehen soll!“

„Gnädiger Herr, ich schlief nicht, der Verwalter hatte  
nur befohlen.“

„Salt's Maul, Du Dummkopf! Will mir der  
Bursche aufschwätzen, er ist unter die Krippe gekrochen,  
um für mich zu arbeiten. Salt's Maul, sag' ich!  
Nacht mal die Ruthen fertig, wollen's ihm anstreichen,  
was arbeiten heißt! Deine Gesundheit, Stepan  
Stepanitsch!“

Ein alter Bauer, der den Hals in Lächer  
hat und ganz hohlwangig aussieht, tritt heran  
beugt sich und sagt mit heiserer Stimme und flü-  
stert: „Gew. Gnaden verzeihen, es ist wie  
der Verwalter kann bezeugen. Er hatte ihm  
„Seht doch den Allen an! Also Du  
Schuld! Du hast ihn verführt zu dem fündigen  
ihun! Gut, sollst zuerst Deine Tracht  
kommen! Hast ihn zu solchem Taugenichts  
und willst ihn entschuldigen! Werdens Dir  
„Gew. Gnaden“, ruft der Junge, stürzt her  
fällt dem Pan zu Füßen, „Gew. Gnaden,  
Herr, schonen Sie ihn. Er hat den ganzen  
gelegen, es brennt ihm in der Lunge, er  
kann kaum noch sprechen.“

„Meinst Du, mein Burschen? Hab' Ad  
wird er, der alte Spitzbube, daß man's acht  
hören soll! Hör' einmal, Du, Felinka, wenn  
nicht gleich fertig sind, möcht' ich Dich ein  
kügeln lassen.“

Unter den Bauern entsteht eine Bewe-  
gung. Weib ist, ohne daß man's gesehen, in der  
kommen, hat sich an einen Baum gestellt und  
langsam, ganz nahe auf den Pan zu.  
Der Pan macht ein gerabezu entsetztes Ge-  
sicht. Will den Stuhl zurückschieben, aber der Pan  
will aufstehen, aber es gelingt ihm nicht.  
„Was! Was willst Du, was willst sie —  
wer hat Dich gerufen!“

Das Weib ist ganz dürrig bellerbet. In  
in ein rothes Tuch gehüllt, aus dem ein paar  
rother Haare heraussehen und in ein sahles,  
Gesicht blickten. Sie setzte ganz dicht vor den  
den Kopf angstvoll nach hinten gepreßt, hat  
mit lauter, gleichgiltiger Stimme: „Pan, laß  
Benutze die Zeit, beichte und ihue Buße  
Wochen haben wir Dich ins Grab gelegt.“

Das Gesicht des Pans hat eine Leichen-  
zogen. Die Begleitenden sind aufgesprungen  
das Weib an, das ruhig, mit schürfendem  
verlassen will.

„Galtet sie fest!“ ruft der Pan. „Sie  
Ruthen kosten! Sie soll zuerst daran!  
Ihr denn, Ihr Hunde! Habt wohl Furcht!  
Wartet, ich will's Euch zeigen!“

Aber der Pan finkt zurück. „Laßt sie  
vom Hofe, scheert Euch Alle fort! Ich  
mehr sehen! Wollt Ihr Euch wohl trolchen  
jöhne! Fort mit Euch Galgengestirnen, ich  
Fröhlich will ich sein! Der Teufel —  
Freunde!“

Es ist ein wüthes Gelage gewesen.  
Sonnenuntergang sind Alle in die Schenke  
geschafft. Nur der Pan schnarcht auf dem  
Sofa stube. Wanka, der Diener, den er  
mitgebracht hat, geht ungenutzt in der  
ab, raucht seine Bapros und trinkt  
von seinem Glase Thee.

Gegen zehn Uhr wälzt sich der Pan  
Sofa und schlägt dann die Augen auf.  
neben ihm und wartet auf seine Befehle.

„Wie spät ist es?“ fragt der Pan,  
trunken.

„Zehn Uhr, Gew. Gnaden.“

„Sind die Andern zu Bett?“

„Ja, Gew. Gnaden. Der gnädige  
Fedorowitsch hat sich das Auge verkratzt  
zugehswollen und er muß morgen zum  
Der Pan ist in Nachdenken verfun-  
sagt er dann plötzlich, „hab' ich sie  
„Nein, Sie haben den Allen und  
die ganzen Bauern fortgeschickt. Morgen  
losgehen.“

„Ach, verzieh mich doch, ich meine  
die verrückte Annuschka, die das dumme  
sajelt hat —“

„Nein, Gew. Gnaden.“

„Das ist gut“, sagte Nikolai Ni-  
mal, sie ist ja verrückt. Was kann sie  
Unsinn schwatzen? Nein, da darf man  
Hast doch gehört, daß sie schon seit  
verrückt ist, wie?“

„Freilich — aber —“

„Was denn — aber! Die  
glauben natürlich Alles. Das ist bei  
dem Volke, o, der Aberglaube! W  
sind aber aufgeklärt und lachen darüber.  
Wanka, Du lachst auch darüber; bi  
denke einmal, in Moskau groß gewor  
„Wenn man's sich überlegt“  
zögernd — „so kann man's ja eigen  
aber die Bauern jagen doch, daß  
troffen ist.“

Der Pan verfinst wieder eine We  
„Was sagen denn die Bauern, d  
Einer sterben muß?“

„Sie steht ihn nicht sterben“, jagt  
sieht ihn im Sarge liegen und hat  
Todtenseherin.“

„Im Sarge liegen. Siehst Du,  
Sarge sieht Einer aus wie der An-“

# Tägliche Rundschau

Unparteiische Zeitung für nationale Politik

Wartungs-Blatt für die Gebildeten aller Stände

Verlag und Eigenthum von B. Brigl Berlin.

Einzelnen nehmen die Expedition der Zeitung und alle Annoncenbureau zum Preise von 40 A für die 6 gerhaltene Colonne (30 A die Familienanzeigen) und 1 A für die 8 gespaltene Seite an bezugtragter Stelle an.

**Preispapier:** Bei Bestellung auf der Post in Deutschland und Oesterreich-Ungarn 5 A für ein volles Bieteljahr, für die beiden letzten Monate 3 A 34 A für den letzten Monat des Bieteljahrs 1 A 67 A. Bei Bezug durch die Zeitungsverläge monatlich 1 A 70 A. Bei direkter Zusendung unter Ausschluss der Expedition (Reisebezug) wöchentlich 75 A für Deutschland und Oesterreich-Ungarn, 90 A für das Ausland.

Ersteinst: täglich mit Ausnahme des auf die Sonn- und Feiertage folgenden Tages.  
Redaktion und Expedition: Berlin SW., Zimmerstr. 7.  
Verlagsdruck-Verlaghaus Rast 1, Nr. 122.

N<sup>o</sup> 121.

Berlin, Dienstag, den 25. Mai 1897.

17. Jahrgang.

## Vom 1. Juni ab kann die "Tägliche Rundschau" für 1 Monat

bezogen werden.

Bestellungen nehmen sämtliche Reichspostanstalten zum Preise von 1 Mark 67 Pf. ausschliessl. Bestellgebühr, in Berlin alle Zeitungsgeschäfte sowie die Expedition SW., Zimmerstrasse 7, zum Preise von 1 Mark 70 Pf. einschliessl. Bringerlohn entgegen.

### Politische Rundschau.

Zu den türkischen Friedens-Verhandlungen und der Vermittlung der Mächte zwischen den kriegführenden Parteien wird uns von einer Seite, die über die diplomatischen Auffassungen des alten Kurzes unterrichtet ist, Folgendes geschrieben: Die an Entzweiung grenzende Ablehnung, welche die türkischen Präliminar-Forderungen für den Friedensschluss mit Griechenland in der europäischen Presse und namentlich in den offiziellen Wiener und Pariser Organen gefunden haben, erscheint sachkundigen Beurteilern unverständlich. Was die Pforte verlangt, steht durchaus im richtigen Verhältnisse zu der vorhandenen Sachlage. Das Griechenland eine Kriegskosten-Entschädigung leisten muß, welche die Kosten deckt, die die Türkei durch den ihr von griechischer Seite frivol aufgedrängten Krieg gehabt hat, ist so selbstverständlich, daß darüber kein Wort verloren zu werden braucht. Dasselbe gilt von der Nothwendigkeit, die Zahlung dieser Summe durch eine beliebige Art von Sequestration über die Einnahmen des bankrotteten Königreichs sicher zu stellen: es sei denn, daß Griechenland, um es aus dieser Lage herauszubringen, die Kriegskosten-Entschädigung von der nämlichen Seite vorgestreckte würde, von der es zu einem Einmale in Kreta und zum Krieg gegen die Türkei angezweifelt worden ist. Was ferner das türkische Verlangen nach Aushebung der sogenannten Kapitulationen betrifft, so wird dies kein vernünftiger Mensch als unberechtigt bezeichnen können. Jeder siegreiche Staat wird das Bestreben haben, sich beim Friedensschluss von Verpflichtungen frei zu machen, die er unter ungünstigen Verhältnissen hat übernehmen müssen und die er als lästig empfindet. Wir sehen auch keinen Grund, der die Großmächte veranlassen müßte, der Türkei diese Forderung abzuschlagen, insofern nicht auf englischer und östlicher Seite der Wunsch in Betracht kommt, der Türkei überhaupt zu schaden und Schwierigkeiten zu bereiten. Vollends berechtigt aber erweist sich für jeden urtheilfähigen Politiker der türkische Anspruch bezüglich der Umgestaltung der thessalischen Grenze. Die Türkei motivirt diese Forderung bekanntlich mit dem Hinweis darauf, daß die Abtretung Thessaliens seiner Zeit aus der Erwägung der Mächte hervorgegangen sei, die Ueberlassung dieses Gebietes werde den räuberischen Einfällen, die von dort aus auf das benachbarte türkische Territorium stattfanden, ein Ende machen, was sich indes als vollkommen unrichtig erwiesen habe. Diese Raubzüge hätten nicht nur nicht aufgehört, sondern insofern einen noch gefährlicheren Charakter angenommen, als sich in neuerer Zeit daran nicht nur Briganten, sondern auch solche Elemente theilhaftig hätten, die im Einverständnis mit maßgebenden griechischen Kreisen gewesen wären. Die Ueberlassung Thessaliens an Griechenland habe

dessen Begehrlichkeit dem angrenzenden türkischen Gebiete gegenüber nur noch erhöht. Es läßt sich nicht leugnen, daß dieser türkischen Argumentation ein hohes Maß von politischer Raison inne wohnt, und daß es schwer sein wird, sie zu entkräften, wenn man dabei nicht ganz willkürlich verfahren will.

Ebenso wenig einwandfrei wie die Beurtheilung der türkischen Forderungen als „übermäßig“ und „ungerecht“, ist die Behauptung der offiziellen Blätter in Wien und Paris, Europa könne und werde nicht dulden, daß diese türkischen Ansprüche Befriedigung fänden. Wir bezweifeln sehr stark, daß die Großmächte in der Lage sein würden, dies zu verhindern. Wenn es thatsächlich zu einem Abstrich an den türkischen Forderungen kommt, so dürfte dieser schwerlich weiter gehen, als die Pforte ihn von vorneherein selbst ins Auge gefaßt hat. Sie wird nur das nachlassen, was sie in der Voraussicht des Abhandels bei der Friedensvermittlung der Großmächte über ihr Bedürfnis hinaus aufgeschlagen hat. Die Türkei befindet sich weder militärisch, noch politisch, noch finanziell in der Lage, einem Druck der Großmächte mit ernstlicher Besorgnis entgegenzusetzen zu müssen. Die bisherige Aktion der Mächte in Sachen Kretas war in einem so hohen Maße ungeschickt und erfolglos, daß selbst ein sehr viel weniger kräftiger und kluger Staat wie die Türkei daraus keinen Anlaß zur Nachgiebigkeit zu entnehmen brauchte. Die Pforte aber hat außerdem von jeher gezeigt, daß sie es meisterhaft versteht, jeden europäischen Einmischungsversuch zu neutralisiren und im Sande verlaufen zu lassen. Wie sollte sie jetzt, wo sie ein starkes, kriegstüchtiges und siegreiches Heer von mehreren hunderttausend Mann auf den Beinen und neues Selbstvertrauen durch ihre Siege erlangt hat, dazu kommen, vor diplomatischen Vorstellungen oder offiziöser Druderschwärze auf Papier zu kapituliren? Die Türkei weiß sehr genau, daß die Mächte außer Stande sind, sie gegen ihren Willen zu Zugeständnissen zu zwingen. Sie wird zweifellos mit sich reden lassen; aber in dem angenehmen Gefühl, daß die Anwendung von Gewalt gegen sie höchst unwahrscheinlich und ausfichtslos sein würde, dürfte sie sich eventuellen scharfen Pressionen gegenüber kaum anders verhalten, als es in der türkischen Tradition liegt. Sie wird bilatorisch verhandeln, ausweichen, scheinbar Entgegenkommen zeigen, aber im Grunde doch nicht um Haarsbreite von der Linie abweichen, die sie sich vorgezeichnet hat.

Die Basis ihrer Berechnungen bildet die Ueberzeugung, daß sich die Mächte in Folge der Verschiedenheit ihrer politischen Interessen und ihres eifersüchtigen Mißtrauens gegen einander niemals zu einer Kooperationsoperation im großen Stile vereinigen werden, daß die eine die andere stets neutralisiren und in Schach halten wird. Die große und heilsame Sehne aller Großmächte vor einem europäischen Kriege aber kommt nach türkischer Auffassung der Sicherheit des osmanischen Reiches vor militärischen Zwangsmaßnahmen erst recht zu flattern. Man braucht sich auch nur zu vergegenwärtigen, daß zum Beispiel England versuchen wollte, die Türkei durch irgend welche kriegerische Bedrohungen mit seiner Flotte zum Nachgeben gegen Griechenland zu bestimmen: das würde ganz unabweisbar russische Gegenmaßnahmen zur Folge haben, um der Ausbruch des in der Luft liegenden russisch-englischen Koalitionskrieges stände vor der Thür! Darauf wird man es weder in Petersburg noch in London antommen lassen wollen,

nur um Griechenland oder die griechische Dynastie zu schützen. Da aber eine gemeinsame Operation der Mächte aus inneren Gründen niemals das bescheidene Maß von Nachdruck und Erfolg überschreiten kann, das in der freischen Sache zu verzeichnen war, so befindet sich die Türkei thatsächlich in der Lage, einem Druck Europas mit größter Seelenruhe entgegenzusetzen zu können.

Wir finden an dieser Sachlage nichts Bedauerliches. Die Türkei hat bewiesen, daß sie als Staat noch sehr viel mehr Lebenskraft und Vorseinsberechtigung besitzt, als man ihr gewöhnlich zuschreibt, und wenn man der Ansicht ist, daß der Fortbestand des osmanischen Reiches eine der wichtigsten Voraussetzungen der Erhaltung des Weltfriedens bildet, so kann man dies nur mit Befriedigung begrüßen. Den Griechen aber erwächst daraus kein anderer Nachtheil, als den sie sich selbst zuschreiben haben. Die Bewahrung des Königreichs vor den Folgen seiner eigenen Handlungsweise ist keine Aufgabe, um deren Lösung willen der europäische Friede durch gewaltsame Verletzung der jetzigen Position der Türkei aufs Spiel zu setzen wäre. Ein solcher Schritt könnte weder durch Argumente, die dem religiösen Gebiete zu Gunsten der Griechen eingenommen sind, noch durch Rücksichten auf die griechische Königsfamilie gerechtfertigt werden. Die Zeiten, in denen aus religiösem Fanatismus oder aus dynastischen Gründen Kriege geführt wurden, sind vorüber; heutzutage entscheiden nur noch die Lebensinteressen der Völker über Krieg und Frieden. Dagegen giebt es keine Auslieferung, auch wenn sie aus noch so hohen und höchsten Kreisen gefördert wird. Die Macht der realen Verhältnisse erweist sich stärker als Wunsch, von Hof zu Hof. Deshalb glauben wir nicht, daß Europa in der Lage sein wird, die Türkei um die Früchte ihres Sieges zu bringen, soweit sie sich nicht gutwillig dazu versteht. Im Gegentheil sind wir der Ansicht, daß in Zukunft die europäische Politik mit der Türkei in sehr viel höherem Maße zu rechnen haben wird, als dies bisher der Fall war. Wir können aber darin leblich eine Verstärkung der Friedensbürgschaften erblicken und es deshalb nur willkommen heißen."

### Deutsches Reich.

— Ueber das Vereinsgesetz wird jetzt eifrig hinter den Kulissen des Abgeordnetenhauses verhandelt. Die Regierungsvorlage gilt ebenso wie der abgeänderte Entwurf der Kommission des Abgeordnetenhauses als abgethan, da für beide keine Mehrheit im Hause zu erzielen ist. Dagegen soll von freikonservativer Seite ein neuer Gesetzesentwurf eingebracht werden, der als Ausnahmegesetz gegen die sozialdemokratischen, polnischen, dänischen und welfischen Bestrebungen gedacht ist. Für ihn hofft man auch auf nationalliberaler Seite einige Abgeordnete wenigstens insofern zu gewinnen, daß sie sich der Abstimmung enthalten, während der neue Entwurf bei einem Theil der Konservativen auf Widerstand stoßen soll.

— Der Kolonialrath ist gestern Vormittag 10 Uhr zu einer neuen Tagung zusammengetreten. Der Direktor der Kolonialabtheilung im Auswärtigen Amt Birck. Geh. Legationsrath Frhr. von Richthofen führte zum ersten Male seit seinem Amtsantritt den Vorst. Herzog Johann Albrecht zu Mecklenburg, der

# Die moderne deutsche Lyrik.

Von Billy Katz.

(Fortsetzung.)

Waren alle diese Dichter und ihre zahllosen Genossen nur in einem gewissen Sinn „Epigonen“ zu nennen und genügt es, wie ihr noch heute nicht ganz geschwundenes Ansehen beweist, wenigstens ihrer Zeit, so trifft der ganze Fluch kraftlosen Nachtreterthums ihre Nachahmer, und zwar mit um so größerem Recht, je mehr sich ihre Schaffenszeit von jener im Wesentlichen schlaffen und müden Periode entfernt. Es sei hier nur an den formfeinen Albert Möser, Albert Träger, den jüngst verstorbenen Emil Rittershaus, O. F. Genfischen, Max Albed, Carmen Sylva, Ernst Gastein, den tieferen, aber auch unter dem Mangel unmittelbarer Kraft leidenden Arthur Vitzger, ferner — um auch Jüngere zu nennen — an die mehr unfreiwilligen Epigonen R. Fudra, A. v. Hanstein erinnert. Der Bekannteste, der bei aller niedlichen Begabung überaus leichte und süßlich-bijige Schöffelnachahmer Julius Wolff, der die Ausbuchtung deutscher Sagenstoffe schließlich fast gewerbsmäßig betrieb, ist in den letzten Jahren, ähnlich wie sein frischerer Nichtungswandter Rudolf Baumach, wachsender Geringschätzung anheimgefallen. Natürlich fanden auch diese beiden Erfolgsgelächerten alsbald Nachtreter, aber diesem dritten Ausguss ist es nicht einmal gescheitlich geglückt.

Zum Verständnis der unmittelbar auf die Blüthezeit der Münchener folgenden Epoche wird man sich mit dem Glauben an eine „Decadence“ in Deutschland vor 1870 vertraut machen müssen.

Die Grenzregelung zwischen „Decadence“ — mit dem ehelichen deutschen „Verfall“, „Siechthum“, „Verzerrung“, „Fäulnis“ nicht ganz scharf wiederzugeben — und Nicht-Decadence wird hiers nicht frei von Willkür sein. A. Bartels sucht die allgemeinen Kennzeichen der Decadence wie folgt festzulegen: „Wenn die Dichter und Schriftsteller die einfachen, natürlichen und gesunden Verhältnisse nicht mehr sehen können, dagegen jeden faulen Fleck entdecken, ihn für interessant erklären und mit geheimem Lust und leisem Grauen beleuchten, wenn sie vor Allem das Gleisende und Lodende der Sünde sehen und mit ihr spielen und tändeln, ja sie mit einer Glorie umkleiden, wenn sie die Schäden des Volkskörpers, die Schwächen der Zeit nicht mehr energisch anzugreifen wagen, höchstens darüber jammern, oft eine gewisse Freude daran haben, wenn sie sich selbst endlich nicht mehr schlicht und wahrhaftig zu geben verstehen, zu posieren und zu künsteln anfangen, die reinen Kunstformen verderben, überall nur den „Effekt“ sehen, und um ihn zu erreichen, die raffiniertesten Mittel wählen, dann ist die Decadence da —“.

Begriffe wie „gejund“, „natürlich“, „faul“, „Sünde“, „schlicht“ und „raffiniert“ sind allerdings, wenn sie es je waren, heute keine unerklärlich feststehenden Werthe mehr, mit denen man rechnen kann wie mit Zahlen. Allein in der Praxis kann man sich mit derartigen logischen Bedenken nicht befassen; da wird man Bartels' Erklärung, die, ohne eine Definition vorzustellen, doch dem Wesen der Decadence im weiteren Sinne so nahe wie möglich kommt, gebrauchen können.

Dabei muß man sich jedoch klar darüber sein, daß mit der Bezeichnung „dekadent“ an sich keinerlei Urtheil über den Werth eines Dichters oder einer Dichtung ausgesprochen ist, auch nicht in künstlerischer Hinsicht; denn wenn auch nirgends eifriger die Posseure ihr Spiel treiben, so sind doch oft gerade Dekadente Vertreter einer strengen Künstlerethik, die freilich wieder nicht selten bis zur einseitigen Uebertreibung gesteigert wird. Ferner darf man dabei nicht vergessen, daß bei der Unzulänglichkeit der menschlichen Erkenntnis, sobald man die schlingenden Mauern kirchlicher Rechtgläubigkeit verläßt, die pessimistische Weltanschauung, in der die glaubens- und hoffnungslose Decadence wurzelt, mindestens ebenso berechtigt ist wie die optimistische, daß also bis zu einem ungewissen Grad dekadente Perioden eine normale Erscheinung der allgemeinen und der Literatur-Geschichte wie auch der Entwicklungs-geschichte der meisten großen Individuen sind, daß schließlich Decadence in irgend einer Form wahrscheinlich auf dem Grunde jedes Zeitalters nachzuweisen wäre, und daß sie mittelbar doch mitunter: die Literatur stofflich und formlich bereichert hat. Nur im praktischen Interesse kräftiger Kunstentwicklung und nationaler Gesundheitspflege muß die Dekadenzkrankheit entschieden bekämpft, besser: sie muß überwinden werden.

Sie zeigt sich also vor 1870 in der deutschen Literatur, wie auch im deutschen Leben schon in mancherlei Gestalten

und gibt sich auf dramatischem und prosaischem Gebiet in Albert Brachvogel, dessen „Marzih“ in der That ein sozusagen mustergerichtiges Dekadenzwerk ist, später in Richard Voß, dessen „Scherben“, gesammelt vom müden Mann“, 1875/78 erschienen, auf episch-lyrischem Gebiet in Hamerling, Leutold, später in Griesbach (und Schönau-Carolath). Richard Wagners Bedeutung liegt zu überwiegend in seiner Kontinuität, als daß er hier behandelt werden könnte; doch darf nicht unerwähnt bleiben, daß „Tristan und Isolde“ schon in den sechziger Jahren aufgeführt wurde. Offenbachs Operette — die Extrême berühren sich hier wieder einmal — sowie, namentlich dank den Bemühungen Heinrich Laubes“, auch die moderne französische Sittenkomödie, der Pariser Feuilletonismus, Sacher-Masoch und die Marlüterelei waren ebenfalls vor 1870 schon in deutschen Landen eingeführt; der Verfall hat also thatsächlich in jener Epoche schon begonnen.

Die Decadence hat einen Januskopf, sie blickt nach rückwärts und nach vorwärts. Sie ist eine Begleiterscheinung absterbender Kultur, aber gleichzeitig ein Vorzeichen neuer Zeit. Dem heute Rückwärtigen erscheinen ihre ernsthaften Vertreter als Uebergangsmenschen, die im Widerstreit der alten und der neuen Zeit aufgerieben werden, Moderne von Gefühl aber von Nerven, aber Epigonen von Erziehung, die das Zeitalter der Technik und der Industrie, des Naturalismus und Sozialismus ahnen und empfinden, aber nicht geistig, stillisch und künstlerisch zu bewältigen vermögen. Die niedrigeren Naturen der Decadence unterliegen unbewußt demselben Vorgang, ähnlich wie das Publikum der Verfallszeit.

Nach 1870 fehlt sich die Strömung nur noch in stärkerem Maße fort. Auf der Bühne erleben wir die kläglichste Franzosenherrschaft; die fast- und kraftlosen, in deutschem Sinn gar nicht dramatischen und nicht einmal technisch genialen Pariser Gesellschaftsküde, die lächerlichen Operetten gleicher Herkunft und die sprechenderen Nachahmungen französischer Vorkunst beherrschen den „Markt“. Paul Lindau, der die ungeheure Vermeßtheit besitzt, den Deutschen durch slavische und leichte Nachahmung der Pariser ein nationales Gegenwartsdrama schaffen zu wollen, wird allgemein als „der Mann der Gegenwart“ gefeiert. Schopenhauers negative Philosophie erfüllt alle Köpfe. Edward Griesbach's „Neuer Tannhäuser“, zuerst 1869 erschienen, wird in und nach den Gründerjahren das Brevier zahlloser Gebildeter...

Das Volk war den plötzlich anstürmenden neuen Dingen nicht in dem Maße gewachsen, daß es den Uebergang ohne Schaden an seiner jeilichigen Gesundheit hätte vollziehen können. Die noch heute unerfüllten politischen Ideale, auf die Schulge (s. erste Fußnote) hinweist, konnten unmöglich — die Ergrüfung aus ähnlichen Epochen der Vergangenheit stimmt damit überein — in jenen Tagen nach dem Sieg klar ersicht und verlobet werden. Erst jetzt scheint die Zeit dafür gekommen zu sein. Die neuen Errungenschaften aller Art wollten verdaut sein; das junge Deutsche Reich hatte gewissermaßen seine Kinderkrankheit durchzumachen. So erklären sich zum Theil die betrübenden Erscheinungen jener Zeit. Aus einem Sieg, sei er noch so bedeutsam, die Erwartung einer unmitteibar wahrnehmbaren Wüthe der Literatur herzuweisen, ist irrig. Die Erfüllung politischer Hoffnungen ist in ihren unmittelbaren Wirkungen der Kunst und Poesie selten günstig, dagegen erzeugt ein starker, allgemein schwer empfundener Druck eine erhöhte Anspannung aller ideellen und idealen Kräfte.

Indessen, wenn wir uns den traurigen Zustand unserer Literatur, im Besonderen unserer Lyrik im jene Zeit noch so vernünftig erklären, es bleibt nichtsdestoweniger die traurige Thatsache des vollständigen Uebergangs infolge jahrzehntelangen Mangels an Kräfte-zufuhr bestehen. Die verdienstvollen älteren Schriftsteller, die in den siebziger Jahren noch und zum Theil bis heute wirken, konnten diesen Mangel nicht ausgleichen; sie wurzelten bei aller Anpassungsfähigkeit und Frische doch in einer früheren Epoche. Zudem sind von diesen Dichtern, die durch ihre natürliche Weiterbildung der realistischen Kunst der fünfziger Jahre, in Verbindung mit volkshümlichen, romantischen oder humoristischen Elementen, auch dem modernen Empfinden nahestehe, die meisten nicht Reichsdeutsche. Meyer und Keller sind Schweizer, Angenruber, Maria von Ebner, der jüngere Rosegger sind Oesterreicher. Für Deutschland kommen fast nur Raabe, Fontane, Greif und Storm in Betracht. Und Alle haben sie sich ihr Publikum sehr langsam erobert. Eine eigentliche Modegröße ist (vor 1880) Keiner von ihnen geworden.

Auch der begabteste unter den jungen Dichter der Zeit, Prinz Schönau-Carolath, ist selbst bis heute nur in verhältnismäßig engen Kreisen bekannt und geliebt. Freilich bringt er sich auch nicht jedes Jahr um die Weihnachtszeit dem lieben Publikum in empfehlende Erinnerung. Seine „Lieder an eine Verlorene“ (1878) sind meines Wissens bisher nicht neu aufgelegt worden, von seinen „Dichtungen“ (1883) erschien die zweite Auflage 1892/93. In diesem Werk, das unter anderen die mit Recht gerühmten epischen Dichtungen „Die Spähing“ und „Don Juans Lob“ enthält, erweist er sich als eine starke, eigen geartete Dichternatur, den Hamerling und Griesbach verwandt, aber sinnlich-plastischer als der Erste, dem Zweiten an Tiefe und Wucht wie an Formbeherrschung weit überlegen. Die Bezeichnung „moderner Romantiker“ trifft nicht ganz das Schmerslich-Schwüle in seiner Kunst; man kann ihn wohl „dekadent“ nennen, aber nur sofern dabei der Vorwurf des Schwächlichen oder Künstlichen ferngehalten wird, ungefähr im Sinne der „Gefährte“ bei den Heben. Auf ihn kann besonders das Anwendung finden, was oben vom Pessimismus und dem Xpuz des Uebergangsmenschen gesagt wurde; zur Veranschaulichung seines Charakterbildes ist indessen ein Zug byronischer Genialität hinzuzufügen. Doch ist mit dieser Kennzeichnung seiner Eigenart seine reiche Persönlichkeit nicht erschöpft. Unter seinen Gedichten finden sich zahlreiche „gesunde“, darunter manche schlichte Strophe vaterländischen Inhalts.

Auf das Reich des Patriotismus beschränkt sich im Wesentlichen der Erfolg eines anderen Dichters, der, sieben Jahre älter als Schönau-Carolath und gleichaltrig mit Griesbach, diesem Letzteren ums Jahr 1880 in der Führerschaft der Verspoesie und der Jugend nachfolgt: Ernst von Willdenbruch's. Seine Lyrik ist künstlerisch sehr wenig bedeutend oder auch nur eigenartig. Bis ihm Ruf und Bedeutung verschaffte, war — vorzugsweise in seinen Balladen und Epen, später in seinen Dramen — neben dem sicheren Instinkt für die Wirklichkeit grober Konturen vor Allem seine unbezweifelbare laute und markig verkündete patriotische Gesinnung, die erste Frucht des großen Sieges, die auf literarischem Gebiet sichtbar ward. Gerade in der faulen, rauschmüden, haltlosen Zeit mußte seine derbe Frische erquickend und stärkend wirken, vor Allem auf die Jugend. Aber, das stellte sich bald heraus, ein Vorbild im künstlerischen Sinn, der Herold einer neuen, aus der Zeit geborenen und sie wiederpiegelmenden Dichtung, der Schöpfer zunächst einer ursprünglichen modernen Lyrik konnte er nicht sein; auch er war Epigone.

Doch die Zeit der Wiedergeburt war kommen. Eine junge Generation war herangewachsen, die in den eindrucksfähigsten Jahren, den Knaben- und Jünglingsjahren, das glanzvolle Ende des älteren Deutschlands, den Abschluß des liberalen Jahrhunderts durch die weltbewegenden Ereignisse von Sedan und Versailles miterlebt hatte. Sie klammerte sich nun zunächst an Willdenbruch, das Vorbild kräftig nationaler Gesinnung; aber bald ließ sie ihn, undankbar wie die Jugend ist, im Stich und ging ihre Wege weiter. — Die Verechtigung, die Nothwendigkeit einer Umwälzung dürfte in all dem Vorangegangenen klargelegt sein; verfolgen wir nun kurz den Verlauf der „modernen“ Bewegung, indem wir uns, mehr noch als bisher genehigen konnte, auf die Lyrik beschränken.

(Schluß folgt.)

## Die Kirche und der Arzt in Mexiko.

Warum es wohl war? Nichts gab mir einen so tiefen Stich ins Herz von Allem, was ich auch in Mexiko erlebt, als wenn ich auf Seiten der Aerzte und Naturforscher dem Wunderglauben huldigen sah. Es kam mir wie eine schimpfliche Fahnenflucht vor. Die Schimpflichste, die es überhaupt giebt.

Der Solbat, der fahnenflüchtig wird, mag durch die über ihn hereinbrechende Uebermacht der Gewalt, durch den schrecklichen Moment, in dem er überwältigt wird, entschuldigt werden.

Diese Entschuldigung giebt es für den Naturforscher nicht, der dem bisherigen Gegner den kleinen Finger durch Einräumung des Wunderglaubens hinüberreicht. Denn hier droht keine Ueberwältigung und Vernichtung — es sei denn, daß der anscheinend Bedrohte seine zeitweilige materielle Stellung mit seiner Kampferstellung auf dem Forschungsgebiete verwechselt. Diese Art Fahnenflucht vom Banner der Natur und des auf unsere fünf Sinne aufgebauten Wahrheitsforschens mußte ich in dem romantischen Amerika auf Schritt und Tritt mit ansehen.

Einer Welt voll Lug, Trug und Scheinheiligkeit war man hier gegenübergestellt. Man lebte tagtäglich in einer Welt des finstesten Aberglaubens und der

# Tägliche Rundschau

Unparteiische Zeitung für nationale Politik

Unterhaltungs-Blatt für die Gebildeten aller Stände

Verlag und Eigenthum von B. Brill, Berlin.

Einzelne nehmen die Expedition der Zeitung und alle Anzeigen im Voraus zum Preis von 40 Pf. für die 5 getheilte Colonnezeit (30 Pf. die Semestrianzeigen) und 1 Pf. für die 2 getheilte Seite an bezugtragter Stelle an.

Bezugspreis: Bei Bestellung auf der Post in Deutschland und Oesterreich-Ungarn 5 M für ein volles Bietjahr, für die beiden letzten Monate 3 M 34 Pf. für den letzten Monat des Bietjahres 1 M 67 Pf. Bei Bezug durch die Zeitungsvermittler monatlich 1 M 70 Pf. Bei direkter Aufnahme unter Anschlag durch die Expedition (Reisebezug) wöchentlich 75 Pf. für Deutschland und Oesterreich-Ungarn, 90 Pf. für das Ausland.

Ersteinst: täglich mit Ausnahme des auf die Sonn- und Feiertage folgenden Tages. Redaktion und Expedition: Berlin SW., Zimmerstr. 7. Fernsprech-Anschluß Amt I, Nr. 1424.

Nr. 122.

Berlin, Mittwoch, den 26. Mai 1897.

17. Jahrgang.

## Vom 1. Juni ab kann die „Tägliche Rundschau“ für 1 Monat bezogen werden.

Bestellungen nehmen sämtliche Reichspostanstalten zum Preise von 1 Mark 67 Pf. ausschliessl. Bestellgebühr, in Berlin alle Zeitungsgeschäfte sowie die Expedition SW., Zimmerstrasse 7, zum Preise von 1 Mark 70 Pf. einschliessl. Bringerlohn entgegen.

### Politische Rundschau.

John Bull will sich also doch endlich gegen Irland großmüthig erweisen. Ueberraschend wie ein Blitzschlag hat im britischen Unterhause die Erklärung des Ersten Lord des Schatzes Balfour über die von der Regierung beabsichtigte Handhabung irischer Angelegenheiten gewirkt, monach die Regierung in der nächsten Session einen Plan zur Einführung einer örtlichen Verwaltung in Irland vorlegen will, um die Armenpflege und Grafschaftsverwaltung auf der Grünen Insel auf eine breite volksthümliche Grundlage zu stellen. — Es ist selbstverständlich noch nicht möglich, darüber zu urtheilen, ob die von Balfour skizzierte Selbstverwaltungsnovelle, wenn sie im nächsten Jahre zur Beschlussfassung vorliegt, nach eingehender Prüfung den einstimmigen Beifall rechtfertigen wird, mit dem sie jetzt begrüßt wurde. Aber über den ersten Eindruck kann kein Zweifel sein. Ein konservatives Kabinet hat eine irische Politik angekündigt, die Jedermann, das Haus der Gemeinen wie die Presse, zufriedenstellt. Der irische Abgeordnete Healy stürzte sich in dithyrambische Begeisterung über die von der Regierung eröffnete Aussicht der Begünstigung Irlands, und das radikale „Daily Chronicle“ giebt den Balfour'schen Vorschlägen über örtliche Selbstverwaltung sogar den Vorzug vor der früher von ihm in den Himmel gehobenen Gladstone'schen Pomerule-Bill. Im Unterhause von englischen, irischen und schottischen Abgeordneten über irische Regierungspolitik auch nicht eine einzige abspredende Stimme zu hören, das ist in der That eine ganz neue und ungewohnte Lage der Dinge. Eine der größten Schwierigkeiten, die in Irland der Einführung einer selbständigen Gemeinde- und Grafschaftsverwaltung entgegenstanden haben, lag in dem Widerstreit zwischen Grundbesitzern und Pächtern. Balfour schlägt nun einen Ausweg vor, auf dem die bisherigen Hindernisse, und zwar unter Zuhilfenahme des britischen Staatsfiskus, umgangen werden können. Bis dahin ist immer behauptet worden, daß die Iren und namentlich die irischen Pächter, wenn man ihnen eine Aussicht über die Geweibebesteuerung zugestände, durch einen unbeschränkten Gebrauch der Steuermaschine ihre Rache an den Gutsherrn nehmen würden. Nun wohl, sagte Balfour, wir wollen diese Schwierigkeit beseitigen. Die Errichtung einer Grafschaftsverwaltung auf breiter volksthümlicher Grundlage ist möglich, wenn wir die Grundbesitzer in Irland in Zukunft von allen ländlichen Steuern befreien. Bisher waren sie verpflichtet, ungefähr die Hälfte der Armentaxe zu tragen; diese Hälfte wird die Regierung also aus Reichsmitteln zahlen, und auf der andern Seite wird sie die Steuerlast der Pächter erleichtern, indem sie die Hälfte der Grafschaftssteuern gleichfalls aus Reichsmitteln bestreitet. Hierdurch würde also einem Mißbrauch der Steuermacht seitens der mit Selbstverwaltungsrechten ausgestatteten Gemeinde- und Grafschaftsvertretungen von vornherein der Boden entzogen werden. Kurz, die Einführung von Selbstverwaltungs-Einrichtungen ist mit der Beseitigung der Gefahr von Reibungen zwischen Gutsherrn und

Pächtern durch Mr. Balfour's scharfsinnigen Auskunfts-mittel ermöglicht worden. Ob die Iren über der in Aussicht gestellten selbständigen Gemeinde- und Grafschaftsverwaltung Pomerule vergessen werden, und ob es in Zukunft wieder nur zwei große Parteien, eine konservative und eine liberale, im britischen Parlamente geben wird, — wie einige sanguinische Blätter das bereits erhoffen, — darüber etwas vorauszusagen, würde sehr gewagt sein. Jedenfalls darf man aber der neuen irischen Politik der unionistischen Regierung das Zugeständniß machen, daß sie der Pomerulebewegung ihren schärfsten Stachel abbricht.

### Deutsches Reich.

Der Seniorenkonvent des Reichstags trat gestern nach der Plenarsitzung zusammen. Man kam dahin überein, daß heute, Mittwoch, der Reichstag bis zum 22. Juni sich vertagt. Nach Pfingsten sollen alsdann alle Vorlagen erledigt werden, welche bereits die zweite Lesung passiert haben, also die Handwerkervorlage, die Nachtragsetz, das Gesetz über den Servistarif und die Vorlage über die Besoldungsaufbesserungen. Alle übrigen Entwürfe, also auch die Unfallversicherungsgesetze, bleiben unerledigt. Der Schluß des Reichstags würde dann Ende Juni oder in den ersten Tagen des Juli eintreten. Dieses Uebereinkommen geht von der Voraussetzung aus, daß die Militärstrafprozessordnung in der gegenwärtigen Tagung dem Reichstage nicht mehr zugeht, was allseitig angenommen zu werden scheint.

Der von uns angekündigte freikonservative Antrag zum Vereinsgesetz wird jetzt bekannt gemacht. Danach sollen die von der Kommission getrichtenen Artikel der Novelle folgende Fassung erhalten: Art. I. Versammlungen, in welchen anarchische, sozialdemokratische, sozialistische oder kommunistische, auf den Umsturz der bestehenden Staats- oder Gesellschaftsordnung gerichtete Bestrebungen in einer die öffentliche Sicherheit, insbesondere die Sicherheit des Staates gefährdenden Weise zu Tage treten, können von den Abgeordneten der Polizeibehörde (§ 4 der Verordnung vom 11. März 1850 Gesetz-Sammlung S. 277) aufgelöst werden.

Art. III. Vereine, in welchen anarchische, sozialdemokratische, sozialistische oder kommunistische, auf den Umsturz der bestehenden Staats- oder Gesellschaftsordnung gerichtete Bestrebungen in einer die öffentliche Sicherheit, insbesondere die Sicherheit des Staates gefährdenden Weise zu Tage treten, können von der Landespolizeibehörde gelöst werden. Dasselbe gilt von Vereinen, welche die Verletzung eines Theiles des Staatsgebietes vom Ganzen erstreben oder vorbereiten.

Der Antrag bemüht sich sichtlich, das Ziel, das nach Meinung der konservativen Parteien durch die Einschränkung des Vereins- und Versammlungrechts getroffen werden soll, wenigstens etwas genauer zu bezeichnen. Freilich ist diese Bezeichnung durchaus verunglückt. Auch sonst ist in dem Antrag durchaus keine Verbesserung der ursprünglichen Regierungsvorlage zu sehen. Die Bedenken bleiben bestehen, die geringen Verbesserungen fallen dagegen kaum ins Gewicht. Wir werden unsere Ansicht noch ausführlicher begründen.

Der Oberpräsident von Brandenburg, Staatsminister Dr. von Uwenhach, hat an die beteiligten Herren folgende Einladung erlassen:

Der Herr Minister für Handel und Gewerbe hat gewünscht, daß von meiner Seite auf dem Boden der bestehenden Gesetze eine Verständigung der Beteiligten über die Gestaltung einer ordnungsmäßigen Produktionsbehörde in Berlin herbeizuführen versucht werde. Zu diesem Zwecke beabsichtige ich, eine Besprechung von Vertretern des Metallenskollegiums der Berliner Kaufmannschaft, der Brandenburgischen Landwirtschaftskammer und des Vorstandes des Vereins Berliner Getreide- und Produktenhändler eintreten zu lassen, und habe demgemäß einen Termin auf Sonnabend, den 29. Mai d. J., Vormittags 11 Uhr, im Landhause der Provinz Brandenburg, Berlin, Matthäikirchstraße 20/21 (Sitzungslokal des Provinzialauschusses), anberaumt. Zur Teilnahme an dieser Kon-

ferenz beehre ich mich, Ew. Hochwohlgeboren, nachdem Sie von den beteiligten Organen dazu in Vorschlag gebracht worden sind, hierdurch ergebenst einzuladen.

In der weiteren Berathung des Kolonialrats am Montag Nachmittag wurde die Besprechung des Verordnungsentwurfes über eine Häuser- und Mittensteuer fortgesetzt. Eine lebhafteste Debatte wurde darüber geführt, ob die Steuer in der Form der Kopfsteuer oder in der Form der Häuser- und Mittensteuer zur Erhebung gelangen soll. Der Verordnungsentwurf wurde schließlich einer Kommission von fünf Mitgliedern überwiesen. Darauf wurde in die Berathung der Zollordnung für Deutsch-Südwest-Afrika eingetreten, welche einschließl. der Ausführungsbestimmungen die Billigung des Kolonialrats fand. Gestern Vormittag trat der Kolonialrat in die Berathung über den zu der Zollordnung für Südwest-Afrika gehörigen Zolltarif ein. Zu verschiedenen Positionen des Tarifs wurden aus der Mitte des Kolonialrats Herabsetzungen der Zollbeträge beantragt, während hinsichtlich der Spirituosen und Weine der Kolonialrat sich für eine Erhöhung der vorgeschlagenen Zollsätze aussprach. Zu einer längeren Erörterung gab insbesondere die Frage der Ausfuhrzölle auf Guano Veranlassung.

Ein sehr rosiges Bild entwerfen die offiziellen „B. P. N.“ von der Finanzlage des preussischen Staates. Der Ueberschuß für 1896/97 wird auf 80 bis 100 Millionen beziffert und es heißt dann weiter:

Auch das laufende Etatsjahr berichtet in Preußen einen günstigen Verlauf. Die im Etat nicht vorgeesehenen 4 Millionen Mark Mehrausgabe infolge der Währungsdesandtages zum Mehrerbesoldungsgesetze und der voraussichtlich unvermeidliche Mehrbedarfe für die Durchführung der Beamtenbesoldungserhöhung gegenüber dem nur nach Durchschnittsätzen ermittelten Etatsanfrage finden Deckung in den Wirlungen der Konvertierung der 4 v. H. Konjols. Die Veranlagung zur Einkommensteuer hat sowohl gegenüber dem Vorjahre als gegenüber dem Etatsanfrage ein beträchtliches Mehr ergeben. Man wird mit einer Mehreinnahme von 6 bis 7 Millionen Mark rechnen können. Die Preisnahme der Betriebsverwaltungen der Eisenbahnen, Bergwerke und Forsten für 1896/97 vertrieben bei normaler Weiterentwicklung wiederum Ueberschüsse. Die Staatsbahnen haben im Monat April auch wiederum über 4 Millionen Mark mehr als im Vorjahre eingebracht. Freilich wird man aus dieser Mehreinnahme nicht auf ein gleich günstiges Ergebnis der folgenden Monate rechnen dürfen. Immerhin wird man daraus auf eine weiter fortschreitende Entwicklung des Verkehrs schließen dürfen.

In den preussischen Landtagswahlen hat sich die Sozialdemokratie bisher von Partei wegen nicht beteiligt. Von Zeit zu Zeit wird aber die Frage aufgeworfen, ob es nicht doch aus taktischen Gründen gesehen müßte, wenn auch an einen Erfolg nicht zu denken ist. Alle diese Erörterungen haben bisher immer zu einem verneinenden Ergebnis geführt, weil die Führer natürlich Bedenken trugen, ihre Kräfte ohne sichtbaren Erfolg einzusetzen. Nach der Einbringung der Vereinsgesetznovelle glauben nun verschiedene Stimmen im sozialdemokratischen Lager die Zeit gekommen, um die Frage der Beteiligung ihrer Partei an den preussischen Landtagswahlen wieder aufzurufen. Besondere Bedeutung ist dieser Anregung, die hauptsächlich von auswärts — von Sachsen und Hamburg — erfolgt ist, schwerlich beizulegen; doch zeigt sie das Bestreben, die stark an Entkräftung leidende Agitation wieder neu zu beleben, und dazu ist allerdings das Vereinsgesetz ein vorzügliches Mittel, das sich die sozialdemokratischen Führer selbstverständlich nicht entgehen lassen.

Wie schon neulich im Abgeordnetenhanse erwähnt worden ist, finden im Staatsministerium Erörterungen über eine anderweitige Ordnung des Kräutionswesens statt. Offiziell wird darüber geschrieben:

# Tägliche Rundschau

## Unterhaltungs-Beilage

Nr. 123      Mittwoch, 26. Mai      1897.

### Die Spachtel.\*)

Nach Aufzeichnungen in einem Skizzenbuche erzählt von 16)      Emil Kaiser.

Sappho hatte gleich einem Kinde kein Verständnis für Ironie. „Es freut mich“, sagte sie, „daß Sie endlich einmal mit dem Erfolge Ihres Strebens zufrieden sind.“

„Ich bin nicht zufrieden“, gab er zurück. „Es ist auch nichts daran gelegen. Zufrieden nicht, aber glücklich möchte ich wohl sein. Doch glücklich macht auch erfolgreiches Streben nicht. Glück wird weder erarbeitet noch erbeten. Es muß als ein Göttergeschenk uns in den Schooß fallen. Weshalb also danach jagen?“

Sappho wollte etwas erwidern, als sie sah, daß Arthur's Aussehen sich verändert hatte. Er starrte, wie sie glaubte, begeistert vor sich hin. Sie folgte der Richtung seiner Blicke und suchte, wie von einem plötzlichen Schmerz ergriffen, zusammen.

Das Portrait der Golombiewski sah aus einem Goldrahmen zu ihr herüber. Arthur bedeckte die Augen mit der Hand. Er hielt die Erscheinung dieses Bildes in dem Augenblicke, wo er mit Sappho sprach, für eine Illusion. Aber als er wieder hinsah, lagte ihm das tote Bild noch immer entgegen.

Sappho begann in scherzhaftem Ton: „Ah, das also war die genutzte Arbeit in letzter Zeit. Ich muß gestehen, daß ich von Ihrer Leistung überrascht bin. Sie müssen die Dame gut studiert haben, ehe Sie ein so sprechend ähnliches Bild von ihr malen konnten.“

Arthur seufzte tief auf und murmelte: „Oh, schüht vor Wahnsinn mich, ihr großen Götter! Ungerne möchte ich wahrhaftig sein.“

„Aber Herr Knechtling, weshalb zitieren Sie den Tragiker?“ fragte das junge Mädchen spöttisch. „Ich dachte, eine Stelle aus einer Farce wäre hier besser angebracht.“

Arthur wendete ihr das Gesicht zu und schaute sie mit verweilungsvoller Miene an. Ihr war, als habe er die Hand gegen sie, um sie zu betasten. Erichroden wich sie von ihm zurück.

„Fürchte nichts“, flüsterte er. „Du hast ja keinen Grund dazu. Ich weiß ja sehr gut, daß Du nur ein Phantom bist, wie das Bild und alles Andere.“

„Was heißt Ihnen?“ fragte Sappho besorgt. Er legte den Finger auf den Mund.

„Nicht so sprechen. Diesen Ausdruck des Mitleids will ich nicht hören. Du fragst ja doch nicht nach mir. Niemand, Niemand hat mich lieb, Niemand fragt nach mir!“

Gegenfests Hauptes schritt er hinaus. Wieder hatte es ihn mit aller Macht gepackt, dieses Bewußtsein der Verlassenheit von jeder menschlichen Hilfe, von jedem menschlichen Mitgefühl.

Teilnahmslos schritt er an der auf dem Schloßplatz versammelten Menge vorüber nach dem Akademiegebäude zu.

Neben Schrittes stieg er die Treppen zu Knebel's Atelier empor.

Es fiel ihm nicht einmal auf, als er dieses betrat, daß die Skizzen von den Wänden verschwunden waren und mit Skizzenbüchern zusammengepackt auf einem Tische lagen. Auch Knebel's Neugierigkeit entging ihm. Er ließ sich auf einen Stuhl fallen und brütete tief-sinnig vor sich hin.

Knebel mit seinem schlechten Gewissen wagte nicht, das Gespräch zu eröffnen. Er wußte nicht, was der Andere vorhaben könnte; um einigermaßen gedeckt zu sein, zog er sich hinter die gebrechliche Staffelei zurück und kramte in seinem Malkasten, von Zeit zu Zeit nach Arthur hinübersehend.

Desseu finstere Gesicht weisagte ihm nichts Gutes. Knebel überlegte er, was von handlichem Gerath in seiner Nähe stehe. Er maß mit den Augen die Entfernung von dem Schürhafen, in zwei Sätzen konnte er ihn erreichen.

Jetzt hob Arthur den Kopf ein wenig. „Du hattest früher eine Pipole hier.“ sagte er.

Knebel erwiderte nichts, er machte nur einen Schritt nach dem Ofen zu.

Arthur wartete einen Augenblick, dann fuhr er fort: „Du kannst sie mir ruhig leihen, wenn ich sie mißbrauche, ist es ja nicht Deine Sache.“

Knebel trat ganz dicht an den Schürhafen heran. Teufel, dachte er, wenn Du mir die Knochen kaputt schickst, das geht mich doch wohl, so zu sagen, auch noch etwas an.

Er befehlte indeß diesen Gedanken für sich. Arthur erhob sich.

„Es hilft Dir gar nichts, mir sie vorzuenthalten; ich könnte mir ja eine kaufen, aber es hat keinen Zweck, für die Verdingung einer so werthlosen Griftens auch noch Geld auszugeben.“

Er begann nach der Waffe zu suchen. „Herr des Himmels!“ rief Knebel, dem bei Arthur's furchtbarem Ernst die Kniee schlotterten. „Daß die Pipole liegen oder ich laufe hinaus und schreie, Du wärest verrückt geworden.“

„Meinst Du denn, ich würde es hier im Zimmer thun?“ fragte Arthur, „damit es hernach eine große Untersuchung giebt, ob Du nicht vielleicht Derjenige gewesen bist, welcher. Nein, sei ganz ruhig.“

Er erblühte jetzt die Waffe und griff danach. „Ist sie denn überhaupt geladen?“ fragte er.

„Nein, Gott sei Dank!“, rief Knebel, dem bedeutend leichter ums Herz wurde, als ihm das einfiel.

„Es macht nichts, Du leihst sie mir einige Tage.“ „Aber was hast Du denn eigentlich vor?“ wagte der Kleine sich endlich zu erkundigen.

„Kümmere Dich nicht darum; es ist Dir ganz gleichgültig. Und wirklich, es kann auch Niemand verlangen, daß Dir mehr an meinem Leben liege, als mir selbst.“

Arthur prüfte den Hahn der Waffe und setzte sich wieder hin, sie genau betrachtend.

„Von Sein oder Nichtsein ist hier gar keine Rede“, philosophirte er. „Denn dieses Sein ist Nichtsein.“

„Es muß ja diesem Traum ein Ende machen, wenn ich es thue, ein sicheres Ende. Ich bin neugierig, was für ein Erwachen es werden wird. Und wenn dies auch die Wirklichkeit wäre, was bin ich denn, wenn dadurch, daß mir das Blut zu Kopfe steigt, die Welt mit mir und heißt erscheint wie ein Ozean tosenden Bl.“

3. Wenn dieser stete Druck auf das Hirn mir alle Menschen zu gleichgültigem Vieh macht, mit dem es nicht verlohnt sich einzulassen. Wozu löst ich weiter ein Sklave dieser Nerven sein und wie täglich mit Brompulver füttern, damit sie einige Stunden ruhen, da ich sie für immer beruhigen kann mit einer kleinen Dosis Schießpulver.“

Nein, nein, ich danke für die ganze Geschichte. Wenn die ganze Welt doch nur eine optische Täuschung ist, dann macht man am geschicktesten die Augen zu. Ver-rückt sein ist schlimm, aber bei vernünftigen Sinnen ver-rückt sein, das ist unerträglich!“

In Pausen gab Arthur diese Paradoxa von sich. Er konnte sich nicht verhehlen, daß sie ihm eine gewisse Befriedigung gewährten, besonders die letzte kitzelte ihn, und als er gewahr wurde, daß Knebel stumm hinter der Staffelei sah und offenbar die seine Bemerkung ganz überhört hatte, ärgerte er sich.

Was trieb der kleine bockige Herr denn eigentlich? Er hatte ein Skizzenbuch auf den Knien liegen.

Knebel sprang Arthur auf und entließ dem Erichrodenen das Buch.

Er sah mit flotten Strichen sein eigenes Portrait auf das Papier geworfen, wie er mit verzweifelter Miene das Pistol anstarrte.

„Hoho!“ rief er. „Betrachtest Du mich als Studienobjekt? Selbstmordbesessener. Daraus wird nichts. Du sollst mich nicht unsterblich machen und dadurch meine Absicht vereiteln. Wenn ich sterbe, so will ich auch vergessen sein.“

Eine wilde Lustigkeit ergriff ihn. Er riß das Blatt aus dem Buche, warf dieses Knebel ins Gesicht, und indem er schrie: „Kerl, Du bist wirklich von einer unbezahlbaren Unberücksamtheit!“ ergriff er den Kleinen lachend, schüttelte den Aermsten, daß ihm Hören und Sehen verging und setzte ihn zum Schluß unsanft auf einen Stuhl nieder.

Dann ergriff er seinen Hut und schritt gravitätisch hinaus, indem er vor sich hinlachte. Gut wars eigentlich doch.

Nachdem Knebel sich von der rein äußerlichen Erschütterung erholt hatte, war es sein Erstes, nach der Thüre zu gehen, in der Absicht, dieselbe abzuschließen. Aber schon wurde sie von Augen wieder geöffnet, so daß der Kleine fast umgestoßen worden wäre, und Bellen, der Kolorist, trat herein. „Holz der Teufel!“ sagte der Eintretende, „entweder ist es blutiger Hohn des Schicksals, daß mir nur Gläubiger begegnen, oder ich habe in der That schon jeden Menschen angepumpt. Seit ich meine Zimmertür hinter mir zugemacht habe, war Knechtling nun schon der Vierte, dem ich etwas schuldig bin.“

Knebel schloß zunächst die Thüre ab, erst dann wandte er sich seinem Besucher zu.

„Wenns nicht so verflucht traurig wäre, man könnte in der That darüber lachen“, fuhr dieser fort. „Ich war in meiner Wohnung noch nicht die Treppe hinunter, da kam schon Einer, der mich mahnen wollte. Glücklicherweise ist der Flur sehr dunkel, mein Bart entstellte mich auch, so erkannte er mich nicht. Wohnt da oben ein Herr Wellen?“ fragte er mich. „Ja“, sagte ich, „zweite Thür rechts.“ — „Ist er wohl noch zu Hause?“ — „Wahrscheinlich“, nickte ich, „menigstens hörte ich ihn noch vor einer viertel Stunde sein Morgenlied singen. Er ist sehr fromm.“ Nun fuhr er los: „Ein Mucker also auch noch! Und dann die Leute nicht bezahlen! Das sind

die Nichtigen.“ Ich that sehr erstaunt. Also er bezahlte nicht? Das werd' ich mir aber merken, gestern erst hab' ich ihm zwanzig Mark geliehen.“ — „Davon hat er noch was, das muß er mir geben! triumphirte der Knabe und stürzte ebenso schnell die Treppe hinauf, wie ich hinunter.“

Knebel lachte. „Ich verstehe nur nicht“, sagte er, „weshalb Du Deine Bilder nicht verkaufst.“

„Wellen sah ihn groß an.

„Um“, machte er, „weshalb verkaufst Du Deine nicht? Die einzigen Leute, denen meine Bilder gefallen, das seid Ihr hier.“

„Kann ich mir denken“, meinte Knebel, „ist auch ganz natürlich. Was versteht auch das große Publikum von dem Suchen nach neuen Farbenwirkungen? Wenn Du erst einmal durch bist, einen Namen hast, dann wirst Du schon verkaufen.“

„Dis dahin kann ich es aber hier nicht mehr aushalten“, stöhnte Wellen. „Mir brennt der Boden unter den Füßen. Was machen wir eigentlich mit der Spachtelkassette? Wir müssen heute Abend abliefern, sonst werden wir gebierheit.“

„Ich habe nichts dagegen“, versetzte Knebel kalt. „Bessere nur ab, ich bin leider verhindert, heute Abend zu erscheinen, da ich verreisen muß.“

Wellen starrte ihn erstaunt an. „Verreisen, ausreisen willst Du?“

Knebel suchte mit den Achseln.

„Mir hat sich eine gute Aussicht in M. eröffnet. Da die Sache dringlich ist, kann ich der Spachtel zu Liebe die Abreise nicht ausgeben. Gepackt habe ich schon. Er wies auf die zusammengeroollenen Skizzen.“

Wellen suchte. „Ich glaube, Du machst Ernst.“

„Ich glaube das auch“, sagte der Andere ruhig. „Unter diesen Umständen bleibe ich aber auch nicht hier.“ meinte Wellen und kratzte sich hinter den Ohren.

„Das würde ich Dir auch nicht gerathen haben. Ich will Dir einen Vorschlag machen: Es sind noch sechsundzwanzig Mark in der Spachtelkassette. Davon erhältst Du sechsundzwanzig, ich nehme den Rest und dann gehen wir Jeder unserer Wege. Vielleicht sind Dir in einer andern Stadt auch noch Leute beschert, die Du anpumpen kannst. Hier ist das ja so ziemlich vorbei.“

Wellen sann nach.

„Sieh mal erst die sechsundzwanzig Mark, das Andere findet sich dann“, sagte er.

„Knebel lachte. „Na, Du wirst doch nicht hier bleiben wollen?“

„Ich weiß es nicht“, erwiderte Wellen traurig. „Baubau birgt für mich doch manche schöne Erinnerung. So auß' Gerathemohls in die Ferne zu ziehen unter lauter fremde Menschen —“

„Es wird Dir allerdings ungewohnt sein“, spottete Knebel. „Hier siehst Du ja nur bekannte Gesichter. Dem Einen bist Du zwanzig, dem Andern zehn, dem Dritten drei Mark schuldig. Das wirst Du in der ersten Zeit entbehren. Es wird sich aber bald geben.“

Wellen schüttelte sich.

„Ja, ja, es muß sein“, sagte er und steckte das Geld in die Tasche. „Also Du gehst nach M. Da könnten wir vielleicht zusammen —“

„Das geht nicht“, unterbrach ihn der Kleine eifrig. „Ich fahre 2. Klasse.“

„Kerl, Du leidest an Größenwahn“, brummte der Kolorist. „Nun, so lebe so wohl wie Du kannst. Wenn Du mir übrigens für einige Stunden zehn Mark borgen wolltest?“

„Nachzeit“, sagte Knebel und öffnete dem Besucher höflich die Thür.

(Fortsetzung folgt.)

### Die moderne deutsche Lyrik.

Von Willy Rath.

(Schluß.)

Schon um das Jahr 1880, vorzüglich aber in ihren seit 1882 erschienenen „Kritischen Waffengängen“ hatten Heinrich und Julius Hart die lange vom deutschen Publikum nur zu willig erduldeten Mißstände in der Literatur aufs Schärfste angegriffen; sie sind die Auser im Streit und die Propheten der modernen Dichtung, an ihrer Hand sind fast alle Modernen in die Dessenlichkeit eingetreten. Nach ihnen und unmittelbar von ihnen angeregt, unternahm der vielseitig begabte, aber allzu unfrühe Berliner Karl Viebtreu (geb. 1859) einen vielbemerkten Vorstoß in derselben Richtung durch seine Broschüre „Revolution der Literatur“ (1885). Ungefähr in derselben Zeit gründete der, ähnlich wie Viebtreu, vom Studium ausländischer Literatur kommende knorrige Franke Michael Georg Conrad (geb. 1846) in Leipzig das Leitblatt der Revolution „Die Gesellschaft“.

Die erste dichterische Leistung der jungen Richtung aber war das lyrische Sammelbuch „Moderne Dichter-Charaktere“ (1884/85). Ganz folgerichtig und naturgemäß ging so die Entwicklung vor sich, — eines der Zeichen für die Geshtheit der Strömung.

\*) Abdruck der Erzählung und der nachfolgenden Original-Auffäge verboten.



hängen Gedichtsammlung „Wiedergerurt“ (Berlin, 1896) zeigen seine Dichtungen ein sicheres Reifen und Sichverfeinern, zugleich ein Zurücktreten der Tendenz. Seine Art ist vornehm, oft etwas kalte Einfachheit. — Eine einzige milde Negation sind die „Lieder eines Menschen“ von Ludwig Scharf. Die gesellschaftskritische, mehr oder weniger sozialistische Richtung vertreten ferner Bruno Wille, der volkshämliche Robert Seidel, der meist banale Pathetiker Otto Ernst (Schmidt\*\*\*), der allzu fruchtbare R. v. Stern, dessen reinlyrische Gedichte den Charakter formgewandter Pöse angenommen haben.

Eine Mischung von sehr wenig Stimmung und sehr viel augenverbrechender Pöse sind die neuerdings von spiritistischem Inbrunst angeschwollenen Verse Franz Evers („Hohe Lieder“, Berlin, Schuster u. Hoffler). Vollkommen als lyrische Clowns gerbeten sich der „Phantast“ Paul Scherhart, der farbenwütige Dichteseher Max Dautheband und der künstlich blaßte „Neurotiker“ und Gallomane Felix Drermann (Wiederermann), der seither wenigstens ein reiferer Debütant geworden ist.

Die bedeutendsten Poeten der von Frankreich beeinflussten symbolistischen Gruppe sind der Berliner Richard Dehmel und der Wiener Loriz (Hugo von Hofmannsthal). Dehmel ist eine düstere, widerspruchsvolle Natur, deren reiche Begabung durch Gräuelt und einen unfruchtbaren Gang zu geheimnisvoller Schwerverständlichkeit bedenklich gelähmt wird. Seine zügellose Grotesk kennzeichnet ihn als Debütant. Wo er sich natürlicher giebt — leider fühlt er sich nur in der Innart dauernd wohl —, gelingen ihm mitunter Gedichte von ungewöhnlicher Schönheit und Tiefe. Im Ganzen aber wird er in gewissen engen Kreisen der Modernen überschätzt. Loriz ist ein Dichter von scharfer, ungekünstelter Reife, von hellenischem Schönheitstriebe und bedächtigem weiche Wohlmut der Sprache.

Hinter diesen Epitaphen der „Moderne“, nämlich von ihr beeinflusst, ist schon wieder eine ganze Schaar jüngerer Talente aufgetaucht, darunter einige verheißungsvolle, deren Entwicklung aber abzuwarten bleibt. Auch das schwächere Geschlecht, das infolge seiner unverbesserlichen Pathetik zur Lyrik am wenigsten berufen erscheint, ist in der Bewegung durch einige ansehnliche Talente vertreten, die aber den Vergleich mit den besseren männlichen Rivalen nicht aushalten; so die phantastische, aber zur Hysterie neigende Maria Janitschek, Alberta von Puttkammer, Hermine von Breuschen-Telmann, Anna Croissant-Rust. Unabhängig von der Moderne, aber doch wohl nicht ganz unbeeinflusst von ihr, sind in den letzten Jahren auch ältere Dichter wie Ferdinand Avenarius mehr hervorgetreten, denen das luftreinigende Gewitter mittelbaren Nutzen brachte.

Ich bin mir wohl bewußt, durch diese gedrängte, notwendigerweise in Umriffen gehaltene Darstellung das Thema nicht ausgeschöpft zu haben. Ueber die einzelnen Richtungen und ihre Schlagwörter ließe sich noch Manches sagen. Doch konnte es hier nur darauf ankommen, ein Bild des Wesentlichen zu geben, und das ist, hoff' ich, gelungen.

Durch die Gesamtheit der obigen Ausführungen dürfte gezeigt sein, daß die moderne lyrische Bewegung nicht nur berechtigt war, sondern auch selbst Achtungswerthes schon bis heute geschaffen hat, zum Mindesten die verheißungsvollen Anfänge einer neuen, ernstlichen, selbständigen Kunst, die ihrer Zeit gerecht zu werden sucht und immer wieder Kraft saugt aus der Natur, dem heimathlichen Boden und der persönlichen Eigenart. Jedenfalls darf heute Niemand mehr der gegenwärtigen Lyrik die Bedeutung absprechen, der nicht nach genauer Kenntnis ihres Werdens und ihres Seins zu dieser Ansicht gekommen ist.

\*\*\*) O. Ernst „Gedichte“ und „Neue Gedichte“, Hamburg, Klob.

**Aus Kunst, Wissenschaft und Leben.**

In der „Oesterreichischen militärischen Zeitschrift“ wird über das britische Heer ein Aufsatz abgedruckt, dem wir, da er ein gewisses aktuelles Interesse besitzt, das Wichtigste entnehmen wollen. Nach dem letzten Heeres-Budget war die Stärke der verschiedenen britischen Truppen folgende: Reguläre Truppen 145 270 Mann; Armeereserve 1. Kl. 77 723, Armeereserve 2. Kl. 110 000 Mann; Miliz 117 392, Miliz auf den Kanalinseln 3552 und auf Malta 1171 Mann; Land-Miliz 9745 und Freiwillige 232 150 Mann. Zusammen 587 113 Mann. Bei der Miliz fehlen jedoch etwa 17 000 Mann, bei der Landmiliz

gegen 2000 und bei den Freiwilligen über 31 000. Der Vorschlag bei der Vertheilung der regulären Truppen für 1896—97 war: Mutterland 116 302 Mann, Kolonien und Aegypten 37 608 und Indien 73 168 Mann. In diesen Zahlen müssen noch hinzugerechnet werden das einheimische indische Heer, ungefähr 146 000 Mann, die Reichstruppen 19 000 Mann und 86 000 Mann Kolonialtruppen, welche mit der Militärpolizei und dergleichen eine runde Summe von mehr als 900 000 Mann vollkommen oder zum Theil geschulter Soldaten geben.

Wenn man die Reserven mitzählt, hat sich die Zahl der regulären Truppen des britischen Reiches seit 1854 mehr als verdoppelt; die gesammten Militärausgaben haben sich allein während der letzten 30 Jahre von 25½ Millionen Pf. St. auf 46½ Millionen erhöht. Nach dem letzten Budget wurden allein für 153 905 Mann im Mutterland, in den Kolonien und Aegypten gegen 20 Millionen Pf. St. in Anschlag gebracht. Von diesen Truppen schreibt der Verfasser des Aufsatzes: „Das numerische Ergebnis — 153 905 Mann britische und Kolonial-Truppen mit 80 000 Mann Reserven — ist nicht besonders imponirend, aber so gering es ist, müssen noch bedeutende Abzüge gemacht werden, wenn man die tatsächliche Gefechtsstärke, welche diese Pflaster darstellen, feststellen will. Die 87 603 Mann in den Kolonien und in Aegypten sind einzeln und in Massen ganz tüchtig zu nennen, mit dem Exerzieren im Felde aber ist es bei vielen dieser Truppen sehr schlecht bestellt. In Malta und Gibraltar, wo gegenwärtig 14 659 Mann liegen, ist ein tatsächliches Exerzium ganz unausführbar, und an solchen Plätzen wie Bermuda, Jamaica, Barbados, St. Lucia, Mauritius, Hongkong und in den Straits Settlements läßt sich auch für die Ausbildung der Truppen so gut wie nichts thun. Von jenen Truppen, welche in Aegypten und in den Kolonien dienen, sind wieder beiläufig 7300 Mann Festungs-Artillerie und 2169 Mann Genietruppen mit der Herstellung von Befestigungen und unterirdischen Minen beschäftigt und erhalten daher keine Schulung im Felddienste. Von den 37 603 Mann, welche die Elite jener Truppen bilden, muß 1/3 in Abzug gebracht werden, wenn man die für Offensiv-Operationen verfügbare Stärke ermitteln will, und auch von den übrigen drei Vierteln dürfte ein beträchtlicher Theil im Felddienste kaum so gut ausgebildet sein, wie die Schweizer Miliz. In kleinen Kriegen haben diese abgetheilten Truppen wiederholt vortreffliche Dienste geleistet, aber einem Zusammenstoße mit den sorgfältig geübten Truppen einiger europäischer Heere dürften sie kaum gewachsen sein. Das britische Reich muß eben für seine Weltmachstellung dadurch büßen, daß ein beträchtlicher Theil seines kleinen regulären Heeres in Kolonial-Garnisonen eingesperrt ist, in denen sich die wesentlichen Eigenschaften einer mobilen und tüchtigen Feldtruppe nicht ausbilden lassen.“

Das britische Heer im Mutterlande hat eine Nominalstärke von 116 302 Mann, und zwar an Kavallerie 3 Regimenter Garde-Kavallerie und 17 Linien-Regimenter; an Artillerie 11 Batterien reitende, 45 Batterien Feld-Artillerie, 1 Batterie Gebirgs-Artillerie und 41 Kompanien Festungs-Artillerie; an Genietruppen 45 Depots und Kompanien; an Infanterie 7 Bataillone Garde und 67 Bataillone Linie.

Im Jahre 1891 bis 1892 wurde der Zustand des regulären Heeres vom Vantage-Ausschuß genau geprüft, wobei man besonders alle Fragen der Aushebung, der Abgabe von Reuten für den Dienst im Auslande und der Rückwirkungen der beständigen Detachirungen auf die Truppenkörper im Mutterlande eingehend erörterte. In einem Punkte herrschte bei den Mitgliedern dieses Untersuchungsausschusses, sowie bei allen der Heeresverwaltung untergeordneten Behörden, von denen man ausführliche Berichte gefordert hatte, vollkommene Uebereinstimmung, nämlich darin, daß die Organisation von 1872 gänzlich auf den Grundlag beruhete, daß an der vollkommenen Gleichheit der Zahl der Infanterie-Bataillone im Mutterlande und im Auslande festgehalten werden müsse. Der gegenwärtige Höchstkommandirende äußerte sich darüber mit den die ganze britische Heeres-Organisation grell beleuchtenden Worten: „In dem Augenblick, in welchem diese Maß durchbrochen wird, geräth das ganze System aus dem Geleise, und wird es unmöglich, jene Organisation aufrecht zu erhalten, die nach diesem Grundsatz geschaffen wurde und auf ihm beruht.“

Jetzt aber ist mit diesem fundamentalen Grundlag gebrochen, denn gegenwärtig beträgt die Zahl der Linien-Bataillone im Mutterlande 67 und im Auslande 74. Nach der Auffassung Lord Wolleleys ist also das ganze britische Heeres-System aus dem Geleise gerathen. Aber bei den Untersuchungen des Komitees stellte man auch noch die bedenkliche Thatsache fest, daß infolge der Detachirungen auch nicht ein einziges Regiment im Mutterlande auf Kriegsstärke verblieben war, wenn man nicht seine Reihen durch Ginderung einer Reserve ausfüllen wollte, deren Verth bei dem Mangel einer jeden regelmäßigen Uebung von Jahr zu Jahr geringer wird. „Das Linien-Regiment in England“, erklärte der Oberbefehlshaber, „welches Leute in das Ausland abgegeben hat, ist in jeder Hinsicht unfähig,

ins Feld zu rücken, und nur ausgedehnten Bataillone zu vergleichen.“ Er hält die Garde-Infanterie für die einzige tüchtige Truppe und möchte deshalb den Vorschlag, sie um zwei Bataillone zu verstärken und die Zahl der Linien-Bataillone um zwölf zu vermehren. Nicht ein einziges Infanterie-Bataillon im Mutterlande ist vollständig, bemerkte der General-Adjutant. Was die Möglichkeit anbetrifft, Truppentheile für eine militärische Expedition aufzutreiben, so behauptete er: „Wenn wir jetzt eine Truppe in Dienst stellen sollten, so könnten wir kein Regiment des 1. Armeekorps entbehren“, und bei einer anderen Gelegenheit fügte er hinzu: „Wir waren nie im Stande, das zu thun, und ich fürchte, wir werden es auch nie sein.“

Der österreichische Sachverständige fällt über den Zustand des britischen Heeres im Allgemeinen und die ohne sichere Hand unternommenen Versuche einer gründlichen Reorganisation folgendes abschreckende Urtheil: „Bei sorgfältiger Prüfung des britischen Heeres-Systems und genauer Analyse der unaufhörlich wachsenden jährlichen Ausgaben läßt sich auch nicht die Spur einer zielbewußten Heerespolitik entdecken. Man gewahrt die Spuren vager, einander widersprechender Strömungen. Man träumt von einer großartigen Organisation nach Armeekorps — einer Organisation, die nie bestand und wohl nie anders, als auf dem Papier bestehen wird — und denkt dabei vernehmlich der Heidentaten Marlboroughs, vergißt aber, daß das britische Reich der Königin Anna ein anderes war, als das heutige.“

Zum Schluß wollen wir noch einige Bemerkungen über die ausschließlich von der indischen Regierung besoldeten, ausgerüsteten und verpflegten britischen Truppen, deren Zahl sich auf 73 168 Mann beläuft, hinzufügen. An ihrer vollkommenen Kriegstüchtigkeit ist kaum zu zweifeln, aber die durch die Einmischung des Parlaments erfolgte Aufhebung der sogenannten Rationierungs-Akte hat doch die jährliche Unthätigkeit von etwa 10 000 Mann zur Folge, indem der Mangel geeigneter Maßnahmen zum Schutze des Soldaten gegen ansteckende Krankheiten das britische Heer in Indien um nahezu ein Siebentel schwächt. Diese Thatsache ist um so bedenklicher wegen der Schwierigkeiten, welche das Ausfällen der Mannen in den Reihen des indischen Heeres verursacht. Selbst ein kleinerer Krieg, der etwa 30 000 Mann erfordert, würde, wenn man nicht die Reserven einberufen wollte, der britischen Heeresverwaltung sicherlich schon arge Beklemmungen und Schwierigkeiten bereiten; beim Ausbruch eines großen aber läge sie sich vielleicht vor eine unmögliche Aufgabe gestellt.

**Kleine Mittheilungen.** Ueber die sog. Hundemenschen äußert sich Prof. A. Brandt im „Biologischen Zentralblatt“. Er unterscheidet zwei Formen dieser Abnormität. Die eine, als deren Typus der Russe Abrian Jewitschew und sein Sohn Fedor zu betrachten sind, kommt äußerst selten vor. Sie ist ausgezeichnet durch gleichmäßige feidenweiße, pigmentlose (hellblonde) Behaarung, vor Allem des Gesichts und des Schädels, mehr oder weniger aber auch des Körpers und selbst der Gliedmaße. Besonders lange Haare befinden sich über der Nasenwurzel (Hirschen-Löde), auf den Nasenflügeln und im Schödigange. Bei manchen Individuen reichen die Kopfhaare bis zum Gürtel. Zugleich ist das Gehör vermindert; die wenigen vorhandenen Zähne brechen sehr spät durch. Brandt führt aus, daß man nicht berechtigt sei, die Hundemenschen als Rückschlagsform auf Affen oder andere Säugethiere zu betrachten, sondern man muß bis zu dem Promaculieren zurückgehen, deren Behaarung und im Fötal-Stadium überkommene ist. Gänzlich verschieden davon ist jene Art des übermäßigen Haarwuchses, bei der die ersten Haare „hypertrophieren“. Hierfür sind die bekanntesten Beispiele die Frau, die Frau Neumann und Julia Pastrana. Aber auch ganze Völkerschaften weisen diese Abnormität auf, die übrigens auch sonst in geringerer Weise sehr häufig vorkommt. Hierbei zeigen auch die Rieser zugleich Hypertrophie, so daß hier ein übermäßiges Bildungsvermögen der Haut vorliegt. Da die Behaarung etwa an die Affen erinnert und auch sonst anthropoide Merkmale (Schiefzähigkeit u. s. w.) auftritt, so ist diese Form als atavistisch zu betrachten.

In der amerikanischen Marine beschäftigt man sich gegenwärtig eifrig mit der Frage einer Panzerung der Torpedoboote. Wie alle neueren Erfahrungen, reicht auch die Veranlassung hierzu auf den Seekrieg zwischen den Japanern und Chinesen zurück; namentlich das Glück und die Geschwindigkeit der Japaner in allen Fällen, wo das Torpedoboot betheiligt war, brachten zahlreiche belehrende Gesichtspunkte. Einer der bemerkenswerthesten Züge war das Verhalten eines besonderen Boottypus, „Koiata“ genannt, in der Paluschlacht. Dieser Typus war vor elf Jahren von einer bekannten Londoner Firma erbaut und brachte an Neuerungen namentlich die Anwendung von besonders vieler Panzerung zum Schutze der Kessel und Maschinen. Während nun gelegentlich eines gefährlichen Torpedoangriffes die ungepanzerten Torpedoboote schwer